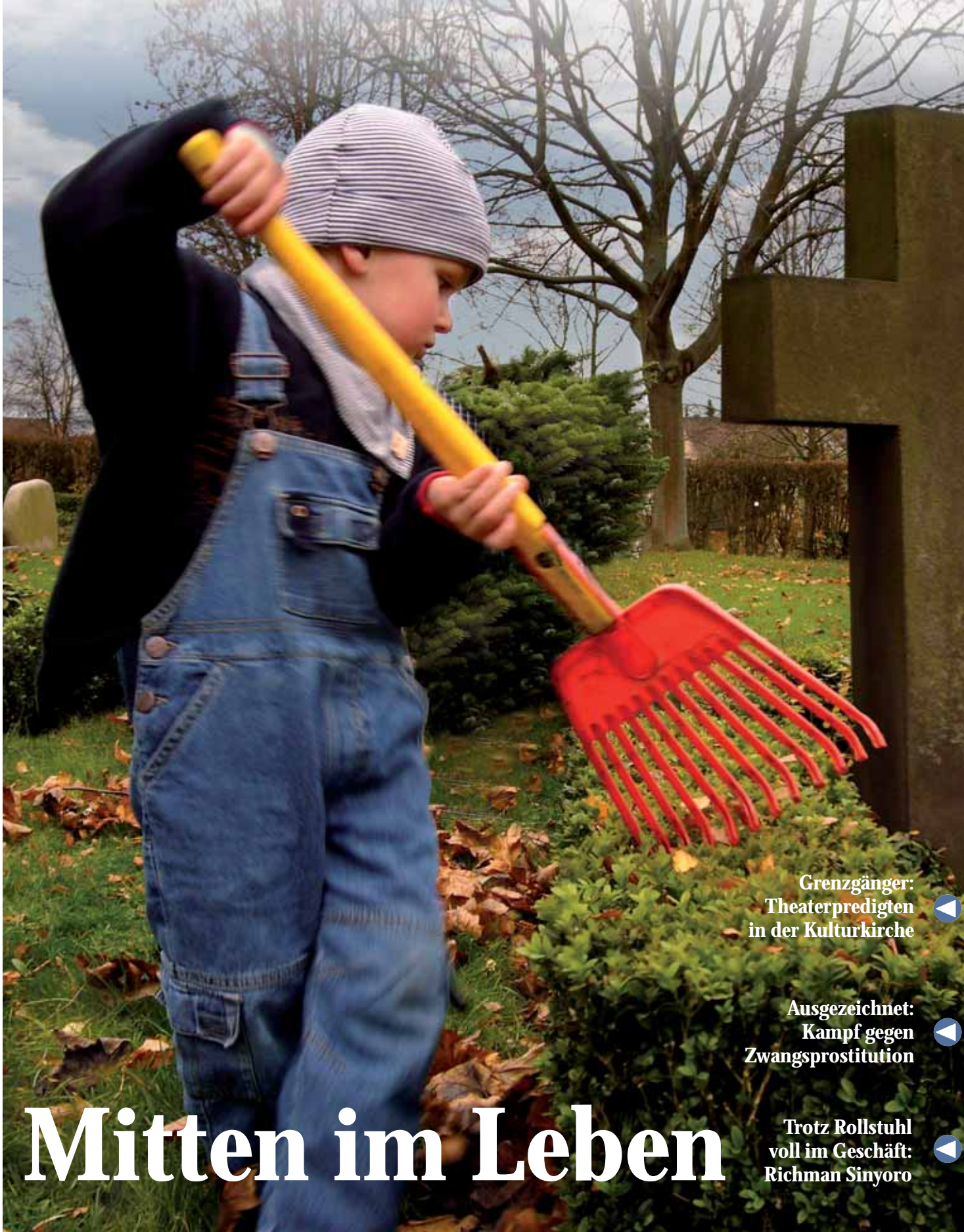




bremer kirchenzeitung

Das evangelische Magazin November 2009



Grenzgänger:
Theaterpredigten
in der Kulturkirche

Ausgezeichnet:
Kampf gegen
Zwangsprostitution

Mitten im Leben

Trotz Rollstuhl
voll im Geschäft:
Richman Sinyoro

Inhalt 8

4



Bewegtes Leben: Die schwedische Jüdin Sonja Sonnenfeld ist auch mit 97 Jahren noch als Zeitzeugin unterwegs

6



► **Grenzgänger:** Wie Theater und Kirche bei den Theaterpredigten in Dialog treten

8



► **Ausgezeichnet:** Wie Frauen in Bulgarien gegen Zwangsprostitution kämpfen

10



► **Voll im Geschäft:** Wie sich Richman Sinyoro trotz Behinderung eine Existenz aufbaute

14



Kinder trauern anders: Erfahrungen aus dem 'Trauerland' des Zentrums für trauernde Kinder und Jugendliche.

19



Bachs Weihnachtsoratorium macht Schule: In Woltmershausen wirken Schüler bei der Aufführung mit.

20



Die Angst ist ständiger Begleiter: Mit welchen Problemen Menschen ohne Aufenthaltspapiere kämpfen müssen

Impressum

Die **bremer kirchenzeitung** ist eine Publikation der Bremischen Evangelischen Kirche. Sie erscheint vier Mal im Jahr samstags als Beilage zum Weser-Kurier und den Bremer Nachrichten. Namentlich gekennzeichnete Beiträge stellen nicht in jedem Fall die Meinung der Redaktion dar. Ihr Themenvorschlag ist uns willkommen. Bitte senden Sie uns eine Mail an thema@kirche-bremen.de oder schreiben Sie uns. Falls Sie Fragen rund um die Kirche haben, erreichen Sie Pastorin Jeannette Querfurth unter frage@kirche-bremen.de. Sie können uns auch an 0421/5597-206 ein Fax senden. Für unverlangt eingesandte Manuskripte können wir leider nicht haften.

Herausgeber: Bremische Evangelische Kirche (Mitglied im Gemeinschaftswerk der Evangelischen Publizistik) Franzisueck 2-4, 28199 Bremen, Telefon (0421) / 55 97 - 0

Redaktion: Sabine Hatscher & Matthias Dembski

Titelfoto: Matthias Dembski

Grafische Realisation: Rank - Grafik-Design. **Druck, Vertrieb & Anzeigen:** Bremer Tageszeitungen AG, 28189 Bremen

Die nächste Ausgabe der bremer kirchenzeitung erscheint am 19. Dezember 2009.

Aktuelle Termine unter www.kirche-bremen.de

Ihr Büro gleicht wenige Tage nach ihrer Wahl zur Ratsvorsitzenden der Evangelischen Kirche in Deutschland einem Blumenladen. Die Glückwunschpost stapelt sich auf dem Schreibtisch und in der Mailbox ihres PCs. "Da werde ich noch ein paar Tage brauchen, alles zu beantworten und mich zu bedanken", lacht Margot Käbmann. Da ist ein Interview zu ihrem neuen Buch "In der Mitte des Lebens" schon fast eine Entspannung: Endlich mal keine Kirchenpolitik! Die kann sie auch, aber die hannoversche Landesbischofin ist vor allem dafür bekannt, dass sie die Alltagsprobleme der Menschen kennt – und dazu aus der Sicht des christlichen Glaubens etwas zu sagen hat. Als vierfache Mutter weiß sie, wie schwierig es ist, Beruf und Familie zu vereinbaren, sie überstand 2006 eine Brustkrebserkrankung und musste sich 2007 mit dem Scheitern ihrer Ehe auseinandersetzen. Diese Erfahrungen prägen die leitende Kirchenfrau und ihren Glauben. Margot Käbmann hat eine Antenne dafür, was Menschen bewegt. So entstand auch die Idee für ihr neuestes Buch: „Man schaut in der Mitte des Lebens zurück: Was hast du erlebt? Mit 50 hat man spätestens die Mitte erreicht und überlegt: Wie will ich die letzte Strecke gehen?“ Dabei ist der 51-jährigen Bischöfin eine positive Sicht des Älterwerdens wichtig: "Ich finde wichtig zu sagen: Die zweite Lebenshälfte gestalte ich bewusst. Man sollte Älterwerden nicht – wie es so oft geschieht – nur negativ sehen, nach dem Motto: Die Kräfte nehmen ab, alles wird weniger." Käbmann wirbt für einen offensiven Umgang. „Alle müssen sich die Frage stellen: Wie gehst du auf dein Lebensende zu?"

Frömmigkeit und Engagement für soziale Gerechtigkeit

Die Kirche, meint Margot Käbmann, sei weniger zu politischen Problemen gefragt, als zu ihren Glaubensüberzeugungen: "Nimm dir Zeit, denk nach, halt mal an im Leben: Wer willst du sein und was soll am Ende bleiben, wenn du stirbst? – Wir weichen dieser Frage oft aus. Wir als Kirche haben Räume der Freiheit, in die du kommen kannst, um im Leben anzuhalten." Immer wieder wird die Bischöfin in den Briefen und in Gesprächen mit Fragen konfrontiert, auf die sie Antworten zu geben versucht: "Macht mein Leben Sinn? Warum bin ich überhaupt hier? Wie gehe ich mit der sehr konkreten Nachricht um, dass auch mein Leben endlich ist? – Unsere Aufgabe als Kirche ist es, diese Sorgen von Menschen aufzugreifen." Es stimme sie traurig, wenn die Kirche oft als zu distanziert und formelhaft empfunden werde. Kopflastigkeit ist nicht ihre Sache.

Das wird deutlich, wenn sie über ihre überstandene Krebserkrankung spricht: "Krankheit, Leid und Sterben gehören zum Leben dazu. In einem Bild gesprochen: Jemand, der nie gereist ist, kann auch nicht von der Welt reden. Ich bin überzeugt: Jemand, der nie Leid oder Krankheit erlebt hat, kann nicht vom Leben in seiner Tiefe sprechen. Erfahrungen von Leid machen Menschen reifer, nachdenklicher, aber auch fröhlicher. Denn man lernt die guten Momente des Lebens stärker schätzen." Die Dankbarkeit für einen gesunden Tag, für einen Tag, ohne Schmerzen, sei dann umso größer. Sagt's und blickt auf dem Fenster ihres Büros, wo ihr Hund Ole durchs Herbstlaub tobt. "Du freust dich an so einem wunderbaren Herbsttag, wenn die Sonne scheint, die Bäume bunt sind. Als Christin sage ich: Im Leiden hilft dir Gott das Leiden tragen. Es geht nicht darum zu sagen: 'Wie kann Gott Leiden zulassen?' Leiden gehört zum Leben. Der Satz 'Ich kann nicht tiefer fallen als in Gottes Hand' hält und trägt mich."

Lebensnahe, tiefe Frömmigkeit ist die eine Seite von Margot Käbmann. "Viele Menschen haben den Draht zur Bibel verloren und finden es ungeheuer spannend, sich diesem Buch der Bücher wieder anzunähern." Neben der Bibel steht für sie der Gottesdienst im Mittelpunkt: "Ich wünsche mir natürlich, dass sich im Gottesdienst die Armen und die Reichen, die Männer und die Frauen, die Jungen und die Alten treffen." Doch Gottesdienste müssten einladender werden: "Ich finde nichts schrecklicher, als eine griesgrämige Kirche", sagt sie und lacht.

Sich für soziale Gerechtigkeit einzusetzen, ist die andere Seite der neuen EKD-Ratsvorsitzenden. Selbstverständlich mischt sie sich bei Themen wie Kinderarmut oder Krippenausbau ein: "Dass Luther Bildung für alle gefordert hat, ist ein hochaktuelles Thema für mich, wenn jedes sechste Kind in Armut lebt und damit einen stark beschränkten Zugang zu Bildung hat. Bis zur Einschulung müssen die entscheidenden Weichen schon gestellt sein. Wir müssen Kinder also viel früher fördern." Deshalb müssten Krippenplätze auch Kindern zugute kommen, deren Mütter

nicht berufstätig sind. "Es ist für viele Mütter gerade aus sozial schwierigen Situationen wichtig, starke Kitas und Familienzentren als Berater an ihrer Seite zu haben." Dann erzählt sie, wie sie vor zehn Jahren – gerade neu im Bischofsamt – angefeindet wurde, weil sie für mehr Krippenplätze plädierte: "Man fragte mich, ob ich jetzt ein Rabenmutter-Image vorzeige. Aber ich rate Frauen dazu, auch mit Kindern eine Berufstätigkeit, zumindest in Teilzeit, beizubehalten."

Raffen und schaffen ist nicht alles

"Wir sind nicht Papst, wir sind Ratsvorsitzende", hat jemand auf einer Glückwunschkarte getextet, die auf Käbmanns Schreibtisch steht. Evangelisch sein heißt für die Bischöfin, deutlich zu machen: "Der einzelne Mensch zählt, aber nicht dadurch wie toll er aussieht, wie er seinen Body Mass Index verbessert oder wieviel Geld er durch Börsenspekulationen verdient. All das macht im Leben keinen Sinn, sondern weil Gott dir sagt: 'Du bist eine angesehene Person, weil ich dich ansehe.' Es ist nicht alles raffen, schaffen, machen, zurechtkommen, sondern dein Leben hat eine ganz andere Zusage, die über das hinausgeht, was du heute siehst und wahrnimmst. 'Fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal und beharrlich im Gebet' – das ist eine wunderbare christliche Lebenshaltung."

Text: Matthias Dembski / Foto: Monika Lawrenz

Buchtipp:

Margot Käbmann: In der Mitte des Lebens.
ISBN 978-3-451-30201-5, 160 Seiten, 16,95 Euro.

www.landesbischoefin.de



Margot Käbmann

ist seit 10 Jahren
Bischöfin der
Hannoverschen
Landeskirche und neue
Ratsvorsitzende der
Evangelischen Kirche in
Deutschland.

„Ich habe noch eine Zukunft und

Zukunft kann man auch mit 97 Jahren haben. Vor allem, wenn man im Leben eine leidenschaftliche Mission zu erfüllen hat, die einem niemand abnehmen kann: Sonja Sonnenfeld kämpft mit Worten, damit die dunkelsten Jahre deutscher Geschichte nicht in Vergessenheit geraten. Die 97-jährige Schwedin ist jüdische Zeitzeugin, eine der letzten, die die Zeit zwischen 1933 und 1945 selbst erlebt haben.

„Bis 100 mache ich das noch weiter, danach kommt etwas anderes, mal schauen“, sagt die vitale alte Dame, in deren Gesichtszüge sich trotz aller schrecklichen Erlebnisse Lachfältchen eingegraben haben. Sonja Sonnenfeld nimmt ihr Alter – halb ernst halb lachend – gern auf die Schippe. „Ich mag vielleicht nicht mehr so gut sehen können und auch das Gehen fällt mir nicht mehr so leicht, aber so lange es hier oben funktioniert...“, sagt sie und tippt sich an den Kopf.

Als schwedische Jüdin nicht verfolgt

Humor ist ein wirksames Rezept gegen das Älterwerden. Das beweist die schwedische Jüdin, die seit 1980 als Wanderpredigerin mehr als 500 Schulklassen besucht hat. Unermüdlich lässt sie sich als Zeitzeugin befragen. „Lasst euch das Denken niemals abnehmen – und das Fragen auch nicht“, fordert sie die vielen tausend jungen Zuhörer auf, denen sie mittlerweile landauf landab in deutschen Schulen von ihrem Leben erzählt hat. Eine ernste Botschaft, die sie temperamentvoll vorträgt. Denn Sonja Sonnenfeld ist keine Frau der leisen Töne. Sie lacht oft und laut, macht Witze und redet schnell – was auch daran liegt, dass sie so viel zu erzählen hat: 1912 in Malmö in einer schwedisch-deutschen Familie geboren, wächst sie ab 1914 in Berlin auf, wo sie nach der Schule als Tänzerin beim Film und als Model arbeitet. „Ich sah mal sehr gut aus. Ich war nicht begabt, aber hübsch, dann bekommt man auch mal eine kleine Filmrolle“, meint sie mit einem Augenzwinkern. Als schwedische Jüdin wird sie von den Nationalsozialisten nicht verfolgt. Ihr Pass gewährt ihr Schutz. Denn Schweden und Nazi-Deutschland sind befreundet, das Deutsche Reich braucht für seine Industrie und Aufrüstungspolitik schwedische Rohstoffe, vor allem Eisenerz. „Sonst würde ich heute nicht mehr leben.“ Die Familie wird geduldet, auch wenn Sonja seit 1933 nicht mehr unter ihrem Mädchennamen Krenzisky auftreten darf. „Bis zur Pogromnacht am 9. November 1938, als die Synagogen brannten, jüdische Menschen verschleppt und umgebracht, ihres Besitzes beraubt, jüdische Geschäfte geplündert und verwüstet wurden, bin ich in Deutschland geblieben. Nach dieser Nacht habe ich das „Mörderland“ wie es mein Vater nannte, ebenfalls verlassen. Berlin aber war und ist mittlerweile wieder meine Stadt.“

Politisches Denken hat Sonja Sonnenfeld von Kindesbeinen an gelernt. „Ich bin die jüngste in unserer Familie gewesen. Als ich sieben Jahre alt war, war ich aufmüpfig und habe gesagt: 'Politik interessiert mich überhaupt nicht!' – Da sagte meine Mutter:

'Schon der Brotpreis ist Politik! Wir haben viele Jahre hungern müssen, weil unser Vater als jüdischer Architekt aus Schweden in Deutschland arbeitslos war. Sage nie wieder: Politik interessiert mich nicht, das ganze alltägliche Leben ist Politik.“

Früh erfährt Sonja Sonnenfeld, was Ausgrenzung und Diskriminierung bedeuten: „Ich wurde in der Schule gemobbt, weil ich einen dunklen Teint hatte und exotisch aussah.“ Die braune Hautfarbe hat sie von ihrer Großmutter mütterlicherseits, einer Brasilianerin, geerbt. Auf dem Charlottenburger Mädchenlyzeum wird sie deshalb angestarrt und gehänselt: „Bist du Zigeunerin?“

Die Katastrophe war voraussehbar

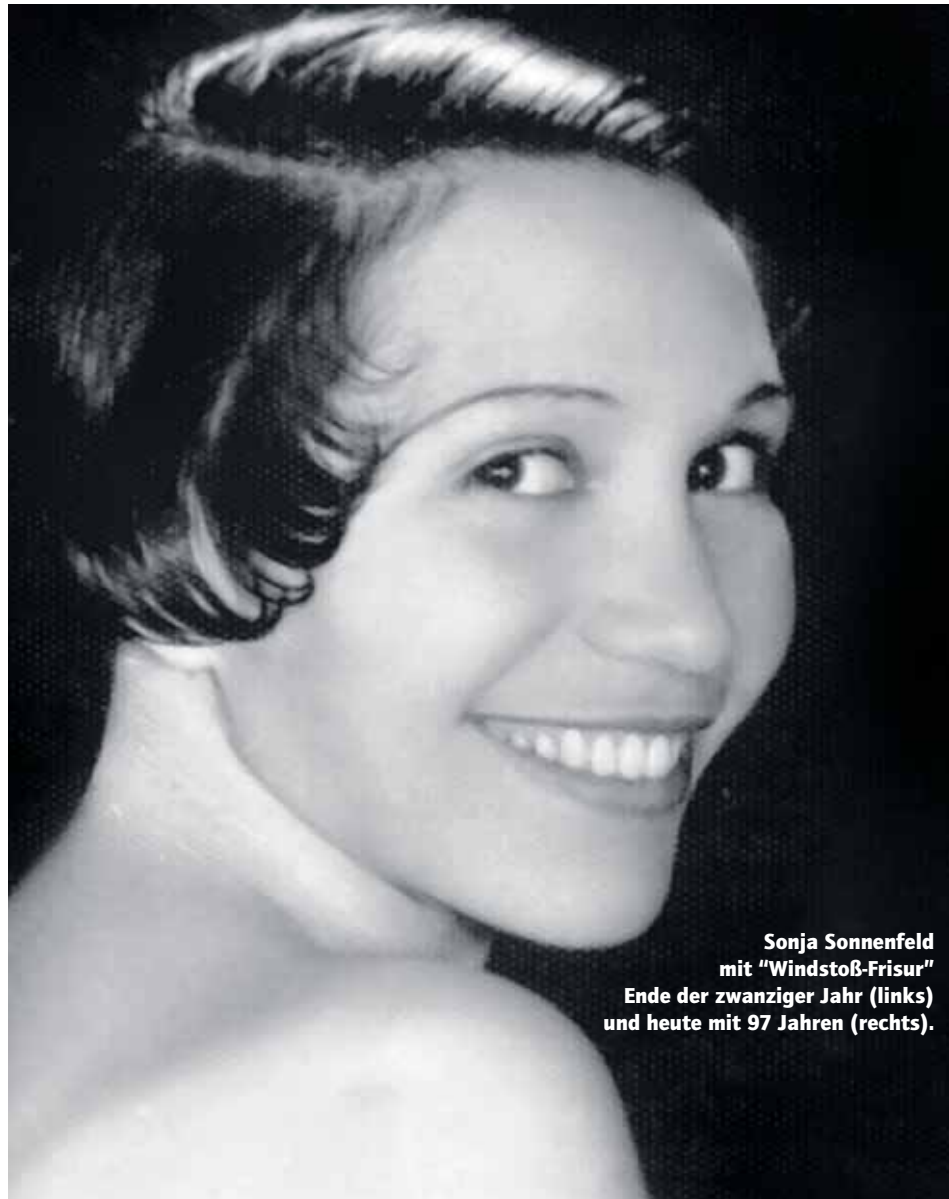
Lange, bevor den Nationalsozialisten die Macht in die Hände fällt, spricht die Familie Krenzisky über Hitlers judenfeindliche Pläne. Der Vater bringt Hitlers „Mein Kampf“ schon 1924 mit nach Hause und liest es mit den Kindern. Damals ist Sonja 12 Jahre alt. „Als Juden war der Antisemitismus für uns Alltag.“ Dabei waren die Krenziskys keine strengen Juden,

sondern lebten antireligiös. Mit der Religion hat Sonja Sonnenfeld bis heute ihre Schwierigkeiten: „Mit Glauben und Beten darf man die Menschen nicht ablenken. Kein Mensch darf unter Verweis auf Gott sein selbständiges kritisches Denken und Handeln einstellen.“

Eine Woche, nachdem der Vater das Buch mit nach Hause gebracht hat, wird es in der Weimarer Republik verboten. „Natürlich war es ein widerwärtiges Machwerk, aber ob es gut war, es zu verbieten? In diesem Buch konnte jeder genau lesen, was Hitler vorhatte. Wer es wissen wollte, konnte die Katastrophe voraussehen.“

Andere vor dem braunen Mob schützen

Die Katastrophe ereilt Deutschland 1933 nicht plötzlich und unvorhergesehen. Schon in den Endjahren der Weimarer Republik erlebt Sonja Sonnenfeld als Jugendliche, wie der braune Mob die Straße dominiert, Straßenschlachten inszeniert und die Schikanen gegen jüdische Mitbürger zunehmen. „Ein befreundeter katholischer Priester sagte meinen El-



Sonja Sonnenfeld mit „Windstoß-Frisur“ Ende der zwanziger Jahr (links) und heute mit 97 Jahren (rechts).

das ist fantastisch“

Die schwedische Jüdin Sonja Sonnenfeld ist auch mit 97 Jahren als Zeitzeugin unterwegs

tern kurz vor der Machtübernahme: Sie können bleiben, Sie haben nichts zu befürchten. Mein Vater war da anderer Meinung. Er holte sich direkt am 30. Januar 1933 in der schwedischen Botschaft seinen Pass. Meine Mutter blieb bis 1940, denn wir hatten bei uns zu Hause zwei Frauen versteckt, die nach London emigrieren wollten. Es ist ihnen noch gelungen.“

Gleichgültigkeit und Alltagshelden

Dass Menschen angesichts der zunehmenden Diskriminierungen und Gräueltaten gegen jüdische Nachbarn weggeschaut und gleichgültig geblieben sind, beschäftigt Sonja Sonnenfeld bis heute. Damit sich das nicht wiederholt, ist sie unterwegs durch die Schulen im heutigen Deutschland. Immer wieder erzählt sie auch von „anderen“ Deutschen: „Es gab Menschen, die nicht gleichgültig waren, wirkliche Alltagshelden. Unser Hauswart zum Beispiel, der sechs jüdische Familien beschützt hat. Er kam mit Lebensmittelkarten und Essen für die Menschen, die wir versteckten. Das hätte ihn den Kopf kosten können. Er konnte nicht lesen und nicht schreiben – aber

er und auch seine Frau hatten ein Herz von Gold. Herzensbildung ist manchmal wichtiger als Lesen und Schreiben. Leider gab es nicht genug dieser Menschen, die so dachten und handelten.“

Zu viele hätten aufgehört zu denken, als die Nazis an die Macht kamen. „Goebbels fuhr eine Woche nach der sogenannten Machtergreifung auf einem offenen Wagen mit Megafon durch Berlin und rief: 'Deutsche, hört auf zu denken, der Führer denkt für euch!' Und die Menschen haben das getan. Wer selber denkt, vergast keine Menschen.“

Auf welcher Seite haben sie gestanden?

Sonja Krenzisky erlebt die Gewalt gegen Juden und ihr Eigentum in der Pogromnacht am 9. November 1938 hautnah. Danach entschließt sie sich, nach Schweden zu gehen. In Stockholm heiratet sie den Mathematiker Wolfgang Sonnenfeld, 1946 wird ihr Sohn Tomas geboren. Sie arbeitet als Dolmetscherin und Künstleragentin für Artisten. Bis 1953 ist sie nicht mehr nach Deutschland gekommen. „Ich wollte Deutschen nach dem Holocaust eigentlich nicht

mehr die Hand geben. Damals stellte man sich bei jeder Begegnung immer die Frage: Was hat jemand getan, auf wessen Seite standen die?“ Es habe sie immer maßlos wütend und traurig gemacht, wenn sie zu hören bekam: „Wir haben das damals gar nicht mitbekommen...“ oder „Wir haben das vergessen...“.

Wanderpredigerin für Menschlichkeit

Wenn Sonja Sonnenfeld heute in Schulen spricht, hören die Schüler gebannt zu. Oft ist es mucksmäuschenstill: „Das kann die wildeste Klasse sein, wie mir die Lehrer sagen. Sie hören mir zu und quatschen nicht.“ Sonja Sonnenfeld mag junge Menschen. Nie würde sie ihnen mangelndes geschichtliches Interesse oder schlechtes Benehmen unterstellen. „Neulich kam ein Zwölfjähriger nach meinem Besuch in der Klasse auf mich zu und sagte: 'Ich wollte mich bedanken, dass ich Sie treffen durfte.' – Unglaublich!“ Doch so etwas erlebt sie immer wieder.

Reisende in Sachen Erinnerungsarbeit zu sein, ist Sonja Sonnenfelds Lebensaufgabe geworden. „Ich bin eine der letzten verbliebenen Zeitzeuginnen, aber als solche lasse ich mich gern ausnutzen. Es gibt Tage, an denen ich kaum laufen kann. Dann zwingt mich manchmal, weil ich eine Botschaft habe, die ich als Verpflichtung empfinde.“ Ein „Ruhestand“ kommt für die Wanderpredigerin in Sachen Menschlichkeit nicht in Frage. „Das Leben endet durch den Tod, am besten bei der Arbeit“, meint sie lachend. Ihre Kraft für die Zukunft kommt aus ihrer wachen Erinnerung. Und sie hat eine Mission, die sie nicht loslässt: Menschen zum selbständigen und kritischen Denken zu ermutigen. Sie selbst hat das auch mit 96 Jahren nicht verlernt.

Text: Matthias Dembski,

**Fotos: Donat Verlag,
Matthias Dembski**



Service



Buchtipps

Sonja Sonnenfeld:
Es begann in Berlin:
Ein Leben für
Gerechtigkeit und Freiheit.

Donat Verlag Bremen, ISBN 978-3-934836-32-7

142 Seiten, 45 Abbildungen, Hardcover, 12,80 Euro.

www.donat-verlag.de

Grenzgänger



standen bisher auch 15 Theaterpredigten, in denen Zobelitz ein besonders gelungenes Beispiel für den Dialog sieht: "Kulturkirche und das Theater Bremen kooperieren hier eng miteinander."

Predigt zu jeder Neuinszenierung

Zu Beginn der Spielzeit wird festgelegt, welche Neuinszenierungen eine Theaterpredigt begleitet. Pastorinnen und Pastoren besuchen dann Proben, sprechen mit Schauspielern, Regisseuren und Dramaturgen. Jeweils etwa 14 Tage nach der Premiere ist das Ergebnis dieser Begegnungen an einem Sonntag um 18 Uhr in St. Stephani zu hören. Der Abend beginnt immer mit einer Kernszene des Stücks, die theologisch kommentiert wird. Der Dramaturg antwortet auf die Theaterpredigt. Ein öffentlicher Gespräch setzt den Schlussspunkt.

Macht, Moral und Mord

Macbeth fordert diesen theologischen Kommentar geradezu heraus. Die Tragödie, von William Shakespeare um 1606 geschrieben, beschreibt den Aufstieg des königlichen Heerführers Macbeth zum König von Schottland, seinen Wandel zum Tyrannen und schließlich seinen tiefen Fall. Es geht um Macht, Moral und Mord: "Macbeth entwickelt sich, er hat zutiefst menschliche Züge, in denen wir uns, wenn wir es denn zulassen, wieder erkennen. So kann er mit unserem Verständnis rechnen, anfangs sogar mit unserer Sympathie, auch wenn dies dann mehr und mehr abnimmt im Laufe des Stücks", predigt Droste.

Treppe hoch, Treppe runter, mal nach links, dann geradeaus, noch eine halbe Drehung, schließlich rechts und nach oben: Das Bremer Theater am Goetheplatz ist wie eine Stadt in der Stadt. Wer hier durch die Gänge irrt, sollte einen Ortskundigen mitnehmen. Der Dramaturg Peter Hägele kennt den richtigen Weg, zeigt Pastor Olaf Droste, wo es langgeht. Beide verbindet ein Projekt, das kürzlich von der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) ausgezeichnet wurde: Sie arbeiten gemeinsam an einer "Theaterpredigt" zur Bremer Inszenierung der Shakespeare-Tragödie "Macbeth".

Kulturkirche seit 2007

Im Januar 2007 erlebte Bremen eine kirchliche Premiere, die besonders die Kunst- und Kulturszene auf-

horchen ließ. In St. Stephani, dem 1139 gegründeten und damit drittältesten Sakralraum der Hansestadt, nahm die "Kulturkirche" unter der Leitung von Pastor Louis-Ferdinand von Zobelitz ihre Arbeit auf. "Kirche und Kultur sind wie Schwestern, die sich manchmal innig lieben, manchmal furchtbar zanken", sagt Zobelitz.

Enge Kooperation von Theater und Kirche

In der Kulturkirche sieht er die "neue Lust, die Kirche und Kultur aneinander haben". Popkultur und Breitenkultur, Ausstellungen, Konzerte, Gottesdienste, Vorträge, Lesungen: Jährlich sind es etwa 18.000 Menschen, die St. Stephani am westlichen Rand der Innenstadt einen Steinwurf entfernt von Radio Bremen und Volkshochschule besuchen. Auf dem Programm

◀ Dramaturg Peter Hägele (links) und Pastor Olaf Droste (rechts) im Gespräch über die Inszenierung von Macbeth.



Bremer Theaterpredigten schärfen den Dialog zwischen Kirche und Kultur

"Der Kern der Macht ist eine hohle Nuss"

"Das Böse der Macht ist es, das Macbeth ins Verderben reißt", bilanziert er und beschreibt, was er in der Inszenierung und Übersetzung von Regisseur Frank-Patrick Steckel vor allem sieht: "Sein Ausflug ins Zentrum der Macht endet in kompletter Leere. Der Kern der Macht ist eine hohle Nuss." Macht müsse sorgsam kontrolliert werden, damit sie nicht missbraucht werden könne, schlagt der Theologe eine Brücke in die Gegenwart.

Was hält die Gesellschaft zusammen?

Der Dramaturg Hägele antwortet ihm am Pult unter der Orgelempore: "Die Inszenierung fragt nach der Kraft, die die Gesellschaft zusammenhält und das Individuum antreibt, der Macht." Was lge näher, als darüber mit einem Theologen zu diskutieren? Hägele sieht darin ähnlich wie Zobeltitz einen befruchtenden Dialog, von dem Theater und Kirche lernen können: "Theater will dem Menschen den Boden unter den Füßen wegziehen, Kirche will dem Menschen ein Fundament schaffen. Was die Menschen, die Theater und Kirche sind, daraus machen, steht auf einem anderen Blatt."

Der Theologe jedenfalls ist fasziniert von der Art und Weise, mit der die Theaterleute einen klassischen Stoff wie Macbeth in die Gegenwart übersetzen. "Packend - da können Kirchenleute lernen", sagt der Pastor, der im Gottesdienst auch auf einer Art Bühne und damit vor ähnlichen Herausforderungen steht.



"Kein Allotria"

"Zur Zeit der beginnenden Aufklärung hielt man Schauspielerei in der evangelischen Kirche eher für Allotria", erläutert Droste. "Das ist aber heute glücklicherweise nicht mehr so." Es gebe ein großes Bedürfnis, Frömmigkeit anders als nur über die Sprache auszudrücken. Droste denkt dabei etwa an die große Zahl christlicher Musicals, an spirituellen Tanz, an "Gottesdienste für Leib und Seele", Bibliodrama, Pilgertouren und Einkehrwochen.

Preis für "Grenzgänger"

Bundesweit werden die Bremer Theaterpredigten mittlerweile als Modellprojekt gesehen. Sie zeigen

exemplarisch, wie die Zusammenarbeit zwischen Kirche und Theater gelingen könne, lobt der Geschäftsführer des Deutschen Kulturrates, Olaf Zimmermann. Die EKD zeichnete das Projekt mit ihrem in diesem Jahr erstmals verliehenen Kulturpreis "Grenzgänger" aus und will so auch andernorts dazu ermutigen, Trennendes zwischen Kirche und Kultur zu berschreiten. Dass davon besonders die Theologen profitieren, davon schreibt schon Johann Wolfgang von Goethe, als er den Famulus von Faust sagen lässt: "Ich hab es öfter rühmen hören, ein Komdiant könnt' einen Pfarrer lehren."

Text: Dieter Sell
Fotos: Dieter Sell ,
Matthias Dembski

**Verleihung des Kulturpreises der
Evangelischen Kirche in Deutschland für
das Kooperationsprojekt Theaterpredigten.**



Infos

Theaterpredigten in der Kulturkirche St. Stephani

In der laufenden Spielzeit
des Theater Bremen sind
noch sechs Theaterpredigten geplant,
die nächste zum
Tanztheater "Dividendo".am

13. Dezember 2009 um 18 Uhr
in der Kulturkirche St. Stephani

www.theaterbremen.de
www.kulturkirche-bremen.de

Endstation: Neuanfang

Elena (44) ist Roma. Sie lebt in einer kleinen Stadt im Nordwesten Bulgariens. Dort hat sie keine Arbeit, muss sich aber um ihren kranken Sohn kümmern. Das Geld ist knapp, vor allem für die dringend benötigten Medikamente ihres Sohnes. Da bietet ihr eine Frau aus ihrem Heimatort Hilfe an: Sie soll Arbeit als Putzfrau in Deutschland bekommen. Elena nimmt das Angebot an. Kaum in Deutschland, wird sie in einer Wohnung eingeschlossen. Man sagt ihr ohne Umschweife: Du musst von nun an als Prostituierte für uns arbeiten. Zum Schein lässt sich Elena darauf ein, sucht aber ständig heimlich Fluchtmöglichkeiten. Bereits nach einigen Tagen gelingt es ihr, aus der Model-Wohnung zu entkommen. Elena hat Glück: Bis zu ihrer Flucht hatte sie sich noch nicht prostituieren müssen. Sie geht zur deutschen Polizei, die sie an eine Beratungsstelle für Betroffene von Menschenhandel und Zwangsprostitution vermittelt. Diese Organisation hilft ihr, nach Bulgarien zurückzukehren.

Auch in ihrer Heimat bekommt sie weitere Hilfe: Bulgarische Organisationen wie „Animus“ oder die „Pulse Foundation“ kümmern sich um die Opfer von Zwangsprostitution, die aus Westeuropa zurückkehren. Beide sind deshalb stellvertretend für viele Opferhilfsorganisationen im Kampf gegen Menschenhandel und Zwangsprostitution mit dem Internationalen Bremer Friedenspreis der Stiftung *die Schwelle* ausgezeichnet worden.

Gesundheit und Seele sind zerstört

Nicht bei allen Frauen geht die Geschichte so glimpflich aus, wie bei Elena. „Je kürzer eine Frau im Milieu tätig war, desto leichter wird sie die Erfahrung hinter sich lassen können“, sagt die Psychologin Nadeshda Stoicheva von Animus. Oft sind es aber die schweren Fälle, mit denen die Beraterinnen zu tun haben. „Viele

müssen lange als Prostituierte arbeiten. Sie wissen nicht, wo sie sich befinden. Eingesperrt in eine ‚Model-Wohnung‘ müssen sie ihren Freiern zu willig sein, das Geld aber kassieren die Zuhälter. Oft drohen sie, dass ihren Familien in Bulgarien etwas passiert, wenn sie gegen die Drahtzieher und Nutznießer des Frauenhandels aussagen.“

Noch schlimmer sind die seelischen und körperlichen Folgen für die Opfer. Frauen, die zu Animus (in Sofia) oder Pulse (in Pernik) kommen, haben keine Unterkunft, sind meist völlig mittellos und leiden unter „posttraumatischem Stress“. Die schrecklichen Erfahrungen von Gewalt, Misshandlung und sexueller Ausbeutung stecken ihnen in der Seele und im Körper. Sie sind Opfer von skrupellosen Menschenhändlern geworden, wurden zur Prostitution gezwungen und sind körperlich wie psychisch am Ende. „Viele Frauen kommen mit sehr ernsthaften medizinischen Problemen. Ihre Gesundheit ist ruiniert, aber sie sind nicht krankenversichert. Wer längere Zeit im Ausland war, verliert den Anspruch auf Krankenversicherung in Bulgarien. Manche der Frauen sind schwanger, andere haben bereits Kinder.“

Da die meisten ihre Kinder ungewollt bekommen, haben sie große Probleme, die Mutterschaft anzunehmen oder eine Beziehung zu ihrem Kind aufzunehmen. Die Frauen sind verängstigt oder äußerst aggressiv. „Sie haben soviel Schreckliches erlebt, dass die Reaktionen im Nachhinein immer extrem ausfallen: Massive Angstgefühle oder Selbstverletzungen sind die Folge.“

Die Frauen haben einen starken Selbstzerstörungstrieb, ritzen und verletzen sich oder sind akut selbstmordgefährdet. „Die meisten haben keine Ahnung, wie ihr Leben weitergehen soll. Sie sind total verzweifelt“, beschreibt Ekaterina Veleva von der Pulse Foundation die Situation. „Sie sind am Ende.“

Allein Animus betreut jährlich etwa 2.800 Gewalt-

opfer. „Der größte Teil sind Frauen, die sich telefonisch an uns wenden, um sich beraten zu lassen. Etwa 380 Frauen begeben sich jedes Jahr in psychotherapeutische Behandlung. Über 300 Frauen bringen wir in unserem Krisenzentrum zwischen vier Tagen und einem Monat unter“, berichtet Nadeshda Stoicheva.

Gewaltopfer verhalten sich oft so, dass es Außenstehende kaum nachvollziehen können: „Teils kommt es vor, dass die tief verletzten Frauen trotzdem zum Täter zurückwollen.“ Solche Reaktionen zeigen den Psychologinnen, wie lebenswichtig ihre Arbeit ist. „Wer zum Täter zurückgehen will, hat ein ganz massives Trauma, das nicht verarbeitet ist“, erläutert Nadeshda Stoicheva. „Für diese Frauen, die an den Ort der Gewalt zurückgehen und sich erneut in Abhängigkeit begeben wollen, besteht die große Gefahr, dass sie dort ums Leben kommen.“

Langsam wieder Vertrauen aufbauen

„Wir versuchen, zu der Frau Vertrauen aufzubauen“, erklärt Ekaterina Veleva. Die Gespräche bleiben vertraulich, die ehemalige Zwangsprostituierte kann ihre schrecklichen Erlebnisse Stück für Stück preisgeben und sich so entlasten. „Oft erfahren wir sehr traurige Sachen: Die Frau wurde schon als Kind misshandelt oder schon als Minderjährige zur Prostitution gezwungen.“

Manche Frauen haben niemanden, wenn sie nach Bulgarien zurückkehren: „Insbesondere bei Roma-Familien kommt es vor, dass sie das Mädchen selbst verkauft haben, also ist eine Rückkehr zur Familie ausgeschlossen.“ Für diese Frauen ist die Starthilfe und Rehabilitationsarbeit von Organisationen wie Pulse und Animus besonders wichtig. Nicht selten kommt es vor, dass die Rückkehrerinnen von ihren Familien und in ihren Heimatorten als Prostituierte stigmatisiert und ausgegrenzt werden. „Mit Sicherheit hat keine von diesen Frauen geträumt, Prostituierte zu sein“, meint Nadeshda Stoicheva. Trotzdem werden die Betroffenen nach der Demütigung in Westeuropa nach ihrer Rückkehr in ihrer Heimat noch zusätzlich diskriminiert. Der tapfere Kampf von Nadeshda Stoicheva, Ekaterina Veleva und ihrer Mitstreiterinnen ist dennoch mehr als der Mut der Verzweifelten. Sie kämpfen gegen die Aussichtslosigkeit, versuchen neue Lebensperspektiven auszuloten, wo immer es möglich ist: „Wir betreuen diese Frauen psychologisch, geben ihnen sofort eine sichere Unterkunft, helfen durch eine Arbeitsvermittlung beim Wiedereinstieg in das Berufsleben jenseits der Prostitution.“

Schrittweise zurück ins Leben

Schritt für Schritt können die Frauen ins geregelte Alltagsleben zurückkehren. Die meisten Frauen wollen aber keine Ausbildung, sondern haben nur den Wunsch, nach all der Gewalt weiter dahin zu vegetieren.



Zwei bulgarische Organisationen kümmern sich vorbildlich um die Opfer von Zwangsprostitution und Frauenhandel

ch irgendwann kehren sie in ihre Heimatorte zurück
30 und der Teufelskreis beginnt von vorne. „Bei Min-
ti-derjährigen können wir dafür sorgen, dass sie in eine
in Einrichtung kommen, wo sie geschützt werden und
m eine Ausbildung bekommen. Wer über 18 ist, be-
stimmt sein Leben selbst. Da können wir nur reden,
n-reden, reden... Es braucht viel Kraft und innere Stärke
nt der Frauen, um aus der Gewalt- und Prostitutions-
m spirale herauszukommen. Frauen mit chronischen
en Gewalterfahrungen haben wenig Chancen, sich ein
st. neues, glückliches und freies Leben aufzubauen.“
as-Manchmal sei sie traurig und verzweifelt, gibt
rt Nadeshda Stoicheva zu.

Menschenhandel mitten in Europa

„Zwei Drittel der Rückkehrerinnen, die wir betreuen,
kommen aus Deutschland zurück nach Bulgarien“,
berichten Ekaterina Veleva und Nadeshda
Stoicheva. Auch mit der kirchlichen Beratungsstelle
“, für die Betroffenen von Menschenhandel und
er-Zwangsprostitution in Bremen arbeiten die bulgari-
n schen Krisenzentren in Sofia und Pernik zusammen.
e-„Wir werden von den Kolleginnen in Deutschland
hr informiert: Wie geht es der Frau, was hat sie erlebt?
ss-Wird sie in einem Prozess gegen die Zuhälter und
u-Menschenhändler als Zeugin aussagen? Wie sehen
die weiteren Pläne aus?“

Ohne Perspektive in verödeten Städten

ie Die Ursachen für den Teufelskreis des Menschen-
fe handels liegen tief: Frauen leiden besonders unter
ie der schwierigen wirtschaftlichen Situation. Pulse ar-
en beitet in der verödeten Kleinstadt Pernik, die nur
en knapp 40 Kilometer von der Hauptstadt Sofia ent-
te fern liegt. Die Arbeitslosigkeit ist hoch, die Lebens-
er-bedingungen sind schlecht. „Hinzu kommt, dass das
nt, Leben nach dem Zerfall des Kommunismus härter
a. und unübersichtlicher geworden ist. Mit der Freiheit

umzugehen, ist gerade für junge Menschen schwie-
rig. Wenn Frauen anderswo die Chance sehen, bes-
ser leben zu können, wollen sie die ergreifen.
Deshalb sind sie so leicht zu locken.“

Glaube an das schnelle Glück

Es ist aber nicht nur die wirtschaftliche Perspektiv-
losigkeit, die Frauen in die Prostitution treibt: „Viele
Frauen, die Prostituierte werden, haben bereits in
ihrer Familie unter häuslicher Gewalt gelitten. Wer
einer Frau, die nie Sicherheit und Liebe erlebt hat,
zum Schein alles Glück verspricht, hat ein leichtes
Spiel. Die Mädchen glauben an das Glück, dass sie
jemand von ganzem Herzen liebt, weil sie davon
immer geträumt haben.“ So kommt es, dass sie nicht
etwas von ihrem Zuhälter sprechen, sondern sagen:
„Das ist mein Freund.“ Dahinter zeigt sich für die
Therapeutinnen vor allem eines: „Frauen in Bulgarien
leiden nicht nur unter dem Mangel an Geld, sondern
auch unter dem Mangel an Liebe, wahrer Zuneigung
und Vertrauen.“

Außerdem fehle jungen Frauen, insbesondere Roma,
eine solide Bildung. „Am leichtesten sind die Frauen
zu locken, die ungebildet sind, ein geringes Selbst-
wertgefühl haben und ihre Rechte nicht kennen.“ So
starten Animus und Pulse bereits für 4-Jährige Kurse
in Kindergärten, die das Selbstwertgefühl der Kleinen
stärken sollen. „Sie sollen lernen, sich zu wehren,
damit sie nicht angefasst werden.“ Ein wichtiger
Beitrag, damit sie später nicht zu leichten Opfern
von Versprechungen und nachfolgender Gewalt wer-
den. „Denn Gewaltvorbeugung beginnt im Kopf, bei
der eigenen Willensstärke.“ Dafür kämpfen Nadeshda
Stoicheva, Ekaterina Veleva und ihre Mitstreiterinnen.

Text: Matthias Dembski
Fotos: terres des femmes,
Matthias Dembski



**Von links: Nadeshda Stoicheva von Animus (51)
und Ekaterina Veleva von PULSE (43) wurden
mit dem Internationalen Bremer Friedenspreis
ausgezeichnet.**

Infos

Internationaler Bremer Friedenspreis

Die Stiftung *die schwelle* vergibt die mit insgesamt 15.000
Euro dotierte Auszeichnung seit 2003 alle zwei Jahre in
drei Kategorien. Ausführliche Infos zu allen drei
Preisträgern und zu weiteren interessanten Friedensprojek-
ten weltweit in der 80-seitigen kostenlos erhältlichen
Broschüre **„Bremer Friedenspreis 2009. Vom Mut,
Schwellen zu überschreiten“**

Kontakt:
Stiftung die schwelle

Wachmannstraße 79, 28209 Bremen
Telefon 0421/30 32-575
stiftung@dieschwelle.de

Spendenkonto:

Konto Nr. 94 293, Verwendung: Animus/PULSE
BLZ 290 304 00 beim Bankhaus Carl F. Plump, Bremen

Bremer Beratungsstelle für die Betroffenen von Menschenhandel und Zwangsprostitution

Kontakt:

Petra Wulf-Lengner
Telefon 0421/349 67-39
wulf-lengner@inneremission-bremen.de

Spendenkonto:

Verein für Innere Mission
Konto-Nummer 10 455 41, BLZ 290 501 01
bei der Sparkasse in Bremen, Stichwort: Spende BBMeZ

www.dieschwelle.de
www.menschenhandel-bremen.de
www.animusassociation.org
www.pulsefoundation.org





Richman Sinyoro

„Exzellente, diese Verkehrsmittel hier sind wundervoll und überall gibt es Aufzüge“, ruft Richman Sinyoro begeistert aus, wenn man ihn nach seinen Eindrücke von Bremen fragt. Von barrierefreien Bussen und rollstuhlge-rechter Stadtplanung kann Richman Sinyoro in seinem Heimatland Zimbabwe nur träumen. In der südafrikanischen Heimat ist sein Rollstuhl für den 43-jährigen trotzdem kein „Handicap“, kein Hindernis, das den agilen Mann in seinem Vorwärtsdrang stoppen kann.

Auch wenn behinderte Menschen in Zimbabwe kaum unterstützt werden, hat es Richman Sinyoro trotz seiner Kinderlähmung zum erfolgreichen Kleinunternehmer gebracht. Er und seine ebenfalls körperbehinderte Frau betreiben seit 2001 einen Telefonladen, der gleichzeitig eine Schneiderwerkstatt beherbergt. „Spitzenqualität in Schneiderei und Telefonie“ steht neben seinem Ladeneingang an der Wand. Eingeklemmt zwischen einem Supermarkt und einer Metzgerei bietet das vollgestopfte Ladenlokal ein breites Angebot: „Wir reparieren Schuluniformen, ändern Kleidung, schneiden neue nach Maß, verkaufen Telefonkarten für Handys und die Leute können bei uns telefonieren“, erklärt der Unternehmensgründer.

„Ich hatte einen Plan, aber kein Geld“

Mit einem Computer, zwei Telefonen und drei Nähmaschinen sowie Lohn für drei Monate startete Richman Sinyoro sein Geschäft. In der ärmlichen Siedlung außerhalb von Bulawayo im Südwesten Zimbabwe gab es bis dahin so gut wie keine privaten Telefonanschlüsse. Jungunternehmer Sinyoro stieß mit seinem Telefonladen in eine Marktlücke.

Sich selbständig zu machen, war für den Vater einer siebenköpfigen Familie ein großer Schritt: „Für behinderte Menschen ist es in Zimbabwe so gut wie unmöglich, Arbeit zu finden. Ich habe nach meiner Ausbildung 15 Jahre in einer Textilfabrik gearbeitet.“ 20 Kilometer fuhr er jeden Morgen und Abend mit seinem Rollstuhl-Fahrrad mit Handantrieb zur Arbeit. Doch das Geld reichte nie. „Meine Kinder konnten nicht zur Schule gehen, denn die kostet bei uns Schulgeld. Ich wollte nicht mehr ständig meine Verwandten um Geld bitten, deshalb habe ich gesagt: Ich mache mein eigenes Ding. Ich hatte Berufserfahrung in der Textilbranche, einen Plan, aber kein Geld!“

Per Kleinkredit zum Unternehmer

Mit Hilfe der Jairos Jiri Association (JJA), der größten Behindertenorganisation des krisengeschüttelten südafrikanischen Landes, konnte er sein Unternehmen gründen. Die Organisation unterstützt Menschen mit körperlichen wie geistigen Beeinträch-

tigungen mit Kliniken, Schulen und Reha-zentren. JJA griff dem Gründer nicht nur mit einem Kleinkredit unter die Arme, sondern gab ihm auch das nötige kaufmännische Grundwissen mit. Juliet Gombe von JJA brachte dem Jungunternehmer die Grundlagen der Buchführung bei. Bereits in der Kindheit besuchte Richman Sinyoro, der seit dem



Mittagspause im Laden von Richman Sinyoro

ritten Lebensjahr infolge der Kinderlähmung ge-lähmt ist, eine Schule von JJA.

„Richman war der richtige Kandidat für unser Förderprogramm, weil er so motiviert ist“, sagt Juliet Gombe. Die Idee des Programms ist ebenso einfach wie wirksam: Wer eine gute Geschäftsidee hat, bekommt über einen Mikrokredit das Startkapital. Läuft das Geschäft, kann er die Anschubfinanzierung in Raten



Richman Sinyoro hat sich trotz Behinderung in Zimbabwe eine selbständige Existenz aufgebaut – auch dank Brot für die Welt

Ungebremst im Geschäft

zurückzahlen. Das Geld kann dann in das nächste "Start Up" fließen.

Auf eigenen Füßen stehen

Unterstützt wird JJA auch aus Deutschland durch die kirchliche Entwicklungsorganisation Brot für die Welt. "Behinderte Menschen kommen leider erst jetzt in den Blick der Entwicklungszusammenarbeit", sagt Angela Hesse, Referentin für Brot für die Welt beim Diakonischen Werk Bremen. "Bei uns heißen sie 'anders Begabte'", sagt Femerei Mukorah von JJA. "Sie brauchen einfach mehr Möglichkeiten am gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Leben teilzunehmen." Deshalb unterstützt Brot für die Welt Partnerorganisationen wie JJA, die behinderten Menschen helfen, ihr Leben selbständig zu gestalten und auf eigenen Füßen zu stehen.

Als Dreijähriger erkrankte Sinyoro an Kinderlähmung. Seither übernimmt sein Oberkörper die Hauptarbeit, was sich in einem beeindruckenden Arm- und Brustkorbumfang zeigt. Das Fußpedal der Nähmaschine bedient er mit der Hand.

Schneiderei mit Telefonladen

Dank des soliden Geschäftsmodells und der regelmäßigen Gründerberatung durch JJA hatte der Schneider- und Telefonladen im Vorort der Provinzstadt Erfolg. "Nach anderthalb Jahren hatte ich den Mikrokredit an die Jairos Jiri Association zurückgezahlt. Vier Millionen Zimbabwe-Dollars, umgerechnet 80 Euro, dienten 2001 als Startkapital. Drei Industrienähmaschinen rattern heute jeden Tag zwischen sieben Uhr morgens und 20 Uhr abends. Seine Frau Ntkokoza Ngwenya kocht mittags für die mittlerweile drei Angestellten.

Keine Unterstützung für Behinderte

Simbabwe, ehemals die Kornkammer des südlichen Afrikas, ist infolge der Mugabe-Diktatur mittlerweile ein Armenhaus. Die politische Situation verschärft



Richman Sinyoro mit seiner Familie.

sich durch Dürre und Armut. Haushalte mit Behinderten gehören häufig zu den ärmsten. "Staatliche Unterstützung durch ein Sozialsystem gibt es nicht", berichtet Richman Sinyoro.

Wirtschaftlich liegt Simbabwe am Boden: Das Brutto sozialprodukt liegt gerade mal bei 304 Euro pro Kopf und Jahr, in Deutschland ist es etwa hundertmal so hoch. 500 US-Dollar kostet ein Rollstuhl - unerschwinglich. Schulbesuch und Ausbildung bekommen behinderte Menschen nur dank Nicht-



Blick in Richman Sinyoros Schneiderwerkstatt, die zugleich ein Telefonladen ist.

Regierungsorganisationen wie JJA. "Auch ich bin dort ins Internat gegangen und habe meine Ausbildung in Lederverarbeitung gemacht", erzählt Richman Sinyoro.

Hilfe zur Selbsthilfe ist gerade in Simbabwe nötig: Das krisengeschüttelte Land leidet unter einer Hyperinflation von zuletzt 231.000.000 Prozent - mittlerweile sind US-Dollar und andere ausländische Währungen das Zahlungsmittel in Simbabwe.

Mit einem Internet-Café expandieren

Für Kleinunternehmer Sinyoro hieß es bislang: Einmal verdientes Geld darf man nicht lange liegen lassen, sonst ist es bald nichts mehr wert. Man muss es schnell investieren. Zwei weitere Industrienähmaschinen und eine weitere Telefonanlage stehen bereit, um zu expandieren: "Sobald sich die wirtschaftliche Situation stabilisiert, möchte ich einen zweiten Laden eröffnen", erklärt er optimistisch. Auch ein Internet-Café schwebt ihm vor. "Wenn man hart arbeitet, seinen Laden gut organisiert und realistische Preise kalkuliert, kann das Geschäft laufen."

Die Inflation dürfe ihn nicht kleinkriegen. Schließlich will er anderen helfen, ein besseres Leben zu führen. "Es gibt wenig Arbeitsmöglichkeiten für Menschen mit Behinderungen. Sie brauchen auch die Chance, Geld zu verdienen und sich selbst über Wasser zu halten."

Auch wenn Richman Sinyoro doppelt so viel arbeitet, wie zu Zeiten seiner Festanstellung: Die Arbeit macht ihm Spaß. "Ich kann hier selber gestalten und bin mein eigener Herr. Dank der Jairos Jiri Association und Brot für die Welt konnte ich mir eine Existenz aufbauen, die meine Familie ernährt und meinen Kindern Bildung ermöglicht. Dass ich das Schulgeld zahlen kann, ist die Hauptsache. Dafür lohnt sich die Mühe schon."

Text: Matthias Dembski

**Fotos: Brot für die Welt, Rainer Kwiotek/
Matthias Dembski**



Infos

Brot für die Welt
Eröffnung der 51. Aktion

Theaterstück „BitterSüßer Kakao“

mit dem Bremer Welttheater
zum Thema ökofairer Kakao
am 28.11.09, um 19.30 Uhr
in der Friedensgemeinde, Humboldtstr. 175
Eintritt frei (Spenden für die Brot-für-die-Welt-
Produzentengenossenschaft in Bolivien erbeten)

Radiogottesdienst

am 1. Advent (29. November 2009) um 10 Uhr
aus der Friedenskirche, Humboldtstr. 175
zum Schwerpunktthema „Fairer Handel“,
zu hören auch auf Nordwestradio
(UKW Bremen: 88,3, Bremerhaven: 95,4)

Spendenkonto

Diakonisches Werk Bremen e.V.
Stichwort: Brot für die Welt, Simbabwe
Kontonr. 1125 400
bei der Sparkasse in Bremen,
BLZ 290 501 01

Kontakt

Angela Hesse, Diakonisches Werk Bremen
Telefon 0421/163 84-14
Hesse@diakonie-bremen.de

www.brot-fuer-die-welt.de/bremen

Mein Leben hat Mitte und Ziel

„In ein Labyrinth gehe ich nicht. Da komme ich vielleicht nicht wieder heraus. Da kann ich mich verirren.“ Diese Sätze höre ich manchmal, weil viele Menschen meinen, dass ein Labyrinth dasselbe sei wie ein Irrgarten. Aber so ist es nicht.

In Irrgärten kann man sich verirren; dort gib es viele Wege, auch Irrwege. Wer den Irrgarten betritt, muss sich entscheiden: nehme ich diesen Weg oder einen anderen? Man macht die Erfahrung: Hier war ich doch schon einmal, diesen Weg bin ich doppelt oder dreifach gegangen. Er erlebt vielleicht auch das beklemmende Gefühl, gefangen zu sein, weder ans Ziel, noch wieder heraus zu kommen. Andererseits kann es auch Spaß machen und witzig sein, die verschiedenen Wege auszuprobieren und neu zu beginnen. Irrgärten gibt es inzwischen auf vielen Maisfeldern im Sommer. Ihren Ursprung haben Irrgärten im 16. und 17. Jahrhundert, sie wurden zur Belustigung des Adels angelegt. So finden wir sie in vielen Schlossgärten Europas.

Etwas ganz anderes ist das Labyrinth. Das Labyrinth hat nur einen Weg, der in die Mitte führt. Es gibt keine Abzweigungen oder Kreuzungen. Wenn man in das Labyrinth hineingeht, ist das einzig Wichtige, immer weiterzugehen. Denn wenn man geht, kommt man garantiert in der Mitte an. Das Labyrinth will den Menschen helfen, sich zu konzentrieren, den eigenen Ruhepunkt, die eigene Mitte zu finden. So ist es wohl nicht zufällig, dass in unserer heutigen hektischen Zeit mit all ihren Möglichkeiten das Labyrinth wiederentdeckt worden ist.

Seit 5.000 Jahren bekannt

Entstanden ist es im Mittelmeerraum vor ungefähr 5.000 Jahren. Aber weder die Bedeutung des Namens, noch die Entstehungsgeschichte oder die inhaltliche Bedeutung, die es damals für die Menschen hatte, sind uns bekannt. Ausgebreitet hat sich das Labyrinth über viele Teile der Erde. Wir finden es in Skandinavien, in Asien, bei den Indianern Amerikas. Auch das Christentum nahm das Labyrinth in seinen Symbolschatz auf. In der Gotik erlebte es eine Blütezeit und wurde in vielen Kathedralen eingebaut. Das vielleicht berühmteste ist das Bodenlabyrinth in Chartres. In der heutigen Zeit werden wieder überall auf der Welt Labyrinth gebaut. Sie entstehen in Klosteranlagen, in Gärten, auf Kirchengeländen, Spielplätzen und in Parkanlagen.

Symbol für Himmel und Erde

Ein Symbol lässt sich nie eindeutig beschreiben, es lässt viele Deutungen zu, zum Beispiel diese: Das

Labyrinth ist durch die Verbindung von Kreuz und Kreis ein Zeichen der Ganzheit des Universums. Die Erde (ausgedrückt durch das Kreuz, das die vier Himmelsrichtungen beschreibt) und der Himmel (symbolisiert durch den Kreis) sind in einem Zeichen verbunden. So erfährt sich der Mensch, der das Labyrinth begeht, als ein Wesen, das beiden Welten angehört, der Erde und dem Himmel.

**Wenn unser Leben
ein Irrgarten ist,
dann ist die Grundstimmung
unseres Lebens die Angst
vor Irrtum und Verlorensein.**

**Wenn unser Leben
ein Labyrinth ist,
dann haben wir eine Mitte
und unsere Grundstimmung ist
das Vertrauen in eine letzte
Geborgenheit.**

Gernot Candolini

Unterwegs die Richtung wechseln

Welchen Sinn es macht, in ein Labyrinth zu gehen, hängt von der Stimmung ab, mit der ich es betrete: Bin ich aufgewühlt, kann mich der Weg mit seiner Klarheit beruhigen.

Muss eine Frage in mir geklärt werden, kann ich im Gehen des Weges mit all den äußeren Wendungen auch innerlich verschiedene Perspektiven einnehmen, um so zu einer Antwort zu kommen. Brauche ich Vergewisserung, kann ich beim Gang durch das Labyrinth erahnen, dass mein Leben eine Mitte und ein Ziel hat.

Auf dem Weg gibt es viele Wendungen und Richtungswechsel, die Mitte wird in weiten und engen Bögen umkreist, manchmal wohl auch mit dem bangen Gefühl: Halte ich durch? Habe ich genug Kraft? Wie lange muss ich denn noch gehen? Und dann geschieht unvermutet das Gehen in die Mitte, das Stehen in der Mitte. Fast immer spüren Menschen dann die Kraft der Mitte und richten sich dabei auf. Mir tut es gut, mich aufzurichten, verbunden zu sein mit der Erde und dem Himmel, eingebunden zu sein in einem größeren Sinnzusammenhang.

Gestärkt zurück ins Hier und Jetzt

So gestärkt kann ich mich auf den Rückweg machen. Ich gehe wieder aus dem Labyrinth heraus, zurück ins Leben – vielleicht mit etwas mehr Ruhe und Gelassenheit, vielleicht mit etwas mehr Mut, vielleicht mit etwas mehr Kraft.

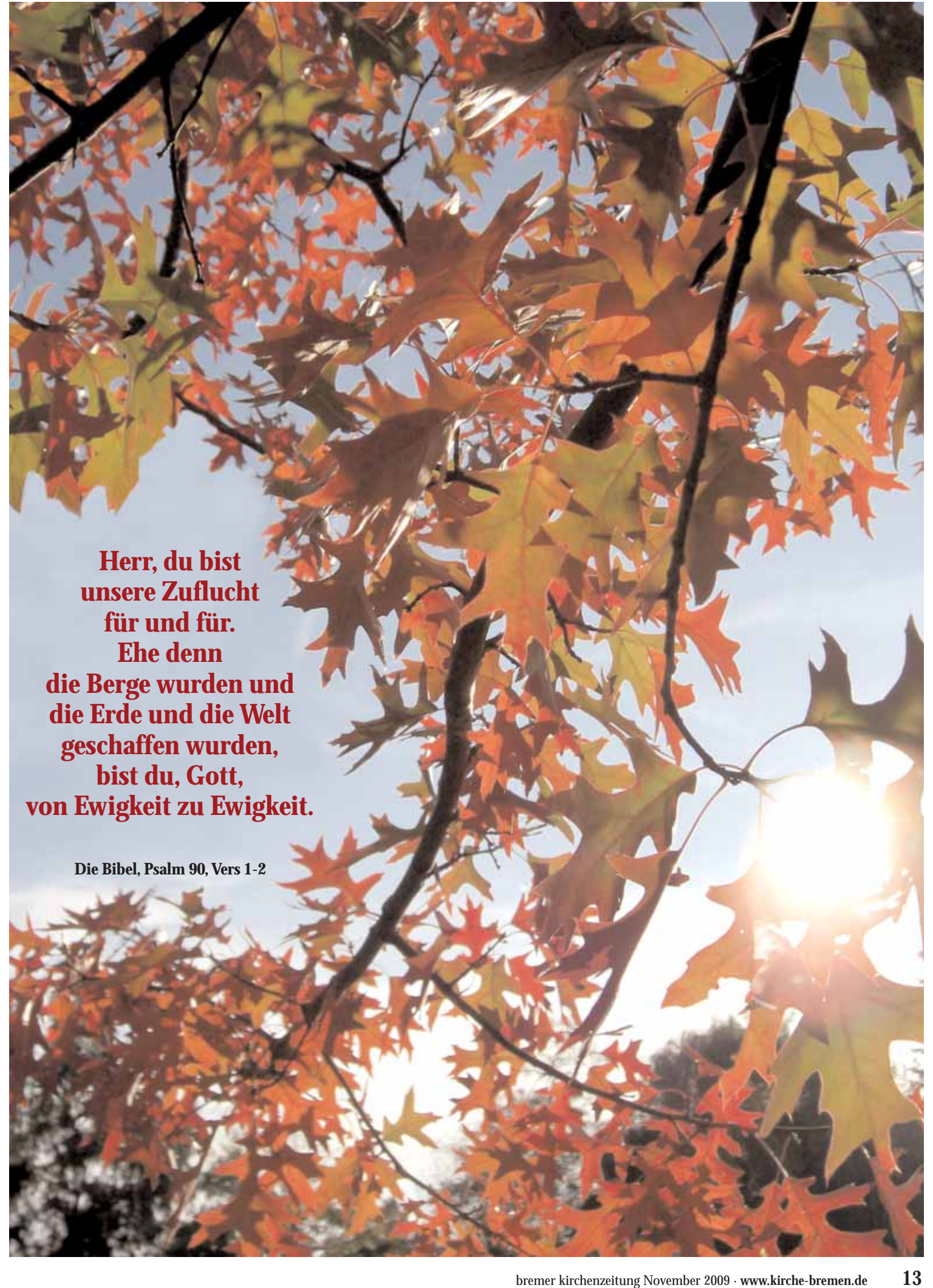
Der Weg in Labyrinth verändert mich. War der Hinweg der Weg in die eigene Mitte, zur Selbsterkenntnis, so führt der Rückweg mich zurück zu meinen Aufgaben und Mitmenschen.

Seit Mai dieses Jahres gibt es nun auch in Bremen ein Labyrinth: vor der Christuskirche in der Neuen Vahr. Viele Menschen haben es schon kennen gelernt: Manche stimmen sich auf den Gottesdienst ein, Kinder fahren mit dem Fahrrad hindurch oder legen sich in die Mitte. Probieren Sie es doch auch einmal aus!



Pastorin Annette Niebuhr arbeitet in der Evangelischen Kirchengemeinde in der Neuen Vahr.

Das Labyrinth in Bremen befindet sich vor der Christuskirche in der Vahr, Adam-Stegerwald-Str. 42.



**Herr, du bist
unsere Zuflucht
für und für.
Ehe denn
die Berge wurden und
die Erde und die Welt
geschaffen wurden,
bist du, Gott,
von Ewigkeit zu Ewigkeit.**

Die Bibel, Psalm 90, Vers 1-2

Kinder trauern anders



Am Trauerbaum gleicht kein Blatt dem anderen. Einige der hölzernen Blätter sind mit bunten Federn verziert, andere mit glitzernder Klebefolie oder kleinen Herzen. Auf manchen Blättern stehen in Kinderhandschrift Wörter wie „Opa“ oder „Papa“ geschrieben: Kindern einen geschützten Raum für ihre Gefühle zu bieten und ihnen in einer schweren Zeit zu helfen – das ist das Ziel von Trauerland. Das Zentrum für trauernde Kinder und Jugendliche in Bremen feiert in diesem Jahr sein zehnjähriges Bestehen. Ehrenamtliche bilden das Rückgrat der Einrichtung. Manche von ihnen haben selbst als Kind einen geliebten Menschen verloren. Eine von ihnen ist Claudia Flasinski. Warum sie sich für Trauerland engagiert, hat sie der bremer kirchenzeitung erzählt.



Als meine Mutter starb, war ich neun Jahre alt. Sie litt an Krebs. Die letzten zwei Jahre ihres Lebens hatte sie in Kliniken verbracht. Dass sie nicht wieder nach Hause zurückkehren würde, war mir schon während dieser Zeit klar geworden. Auch wenn

niemand mit mir darüber geredet hatte. Abschied nehmen – das konnten meine Schwester und ich nicht. Wir wurden in den Hof des Krankenhauses geschickt. Als meine Mutter verstorben war, spürte ich nicht nur Trauer. Ich war auch erleichtert, weil ich wusste, dass sie nun nicht mehr leiden musste.

Der Tod – ein Tabuthema

Aber mit einem der Erwachsenen über meine Fragen und Gefühle reden – das konnte ich nicht. Sterben, Tod und Trauer waren in unserer Familie Tabuthemen. Sowohl für meinen Stiefvater, bei dem meine Schwester und ich aufwuchsen, als auch für die Geschwister meiner Mutter. Meine Schwester und ich versuchten immer wieder, mit ihnen über den Tod unserer Mutter zu sprechen. Aber wir rannten gegen Mauern. Das war in den 70er Jahren. Heute weiß ich, dass es damals in vielen Familien so zuging. Dass der Tod zum Leben dazu gehört, und dass man Kindern keinen Gefallen tut, wenn man ihren Fragen ausweicht – diese Erkenntnis hat sich in unserer Gesellschaft erst in den vergangenen Jahrzehnten immer stärker durchgesetzt.

Wenn ich heute versuche, mich an die Zeit vor und nach dem Tod meiner Mutter zu erinnern, merke ich

oft, dass ich vieles nicht mehr weiß. Ich habe es verdrängt. So wie es in meiner Familie damals eben üblich war. Befreiend war das für mich nicht. Es blieb ein diffuses Gefühl zurück, das mich unsicher machte, wenn es um mich und meine eigene Vergangenheit ging. Schließlich war der Tod meiner Mutter für mich ein einschneidendes Erlebnis. Etwas, das sich nicht einfach aus der Seele fegen ließ.

Kinder werden oft unterschätzt

Heute bin ich Kinderkrankenschwester. In meiner Arbeit erlebe ich es immer wieder, wie sich Kinder Gedanken über den Tod und das Sterben machen. Auch meine eigenen Kinder haben damit früh begonnen. Ich habe mir damals fest vorgenommen, ihre Fragen nicht beiseite zu schieben. Und das habe ich auch geschafft. Aber es war mir von Anfang an wichtig, den Kindern nicht meine eigenen Überzeugungen überzustülpen. Als mein Sohn vier Jahre alt war, hat er mich einmal gefragt, was denn die Seele sei. Da habe ich die Frage einfach nur wiederholt, und merkte an seiner Antwort plötzlich, dass er selbst schon eine eigene Vorstellung davon hatte. Für ihn war die Seele so etwas wie die Fähigkeit, Dinge wahrzunehmen. „Hören, Sehen, Schmecken“, sagte er zu mir. Kinder werden ohnehin oft unterschätzt:

„Das hast du gewusst?“, haben mich manche Verwandten ungläubig gefragt, als ich ihnen später erzählt habe, dass mir damals klar schon war, dass meine Mutter bald sterben würde.

Seit sieben Jahren arbeite ich nun als Ehrenamtliche im Zentrum für trauernde Kinder und Jugendliche. Ich bin damals durch einen Vortrag in meiner Kirchengemeinde auf die Arbeit dieser Einrichtung aufmerksam geworden. Zusammen mit anderen Ehrenamtlichen kümmere ich mich dort alle zwei Wochen um eine Gruppe von 10 bis 15 Kindern. Die meisten haben ein Elternteil, oder Geschwisterkind verloren, manche auch einen anderen Angehörigen, der ihnen sehr wichtig war, oder einen besonders guten Freund. Weil immer wieder jemand Neues dabei ist, erzählt jedes Kind am Anfang, wie es heißt, wen es verloren hat und wie es die vergangenen zwei Wochen erlebt hat. Wer nichts erzählen will, lässt es einfach bleiben. Im Trauerland gibt es keinen Zwang, alles passiert freiwillig.

Es ist normal, traurig zu sein

Jeder von uns Freiwilligen spiegelt zwei Kinder. Das heißt: Wir machen einfach das, was sie auch machen. Wenn sie hüpfen, dann hüpfen wir, wenn sie spielen, dann spielen wir mit, wenn sie schreien, dann schreien wir. Für Außenstehende klingt das erstmal etwas befremdlich. Aber die Idee dahinter ist eigentlich ganz einfach: Indem wir als Erwachsene die Kinder spiegeln, geben wir ihnen das Gefühl, dass es normal ist, traurig zu sein, genauso wie es normal ist, im nächsten Augenblick wieder fröhlich zu spielen. Denn genau das tun viele Kinder, die jemanden verloren haben. Während Erwachsene oft über eine längeren Zeitraum hinweg traurig sind, lassen Kinder ihre unterschiedlichen Gefühle nebeneinander nebeneinander stehen. Dieser abrupte Wechsel verwirrt Erwachsene oft. Manche Kinder entwickeln deshalb Schuldgefühle. Andere wiederum meinen, ihre



Trauer herunterzuschlucken zu müssen, um ihren Eltern möglichst wenig Kummer zu machen, oder sie glauben, sie hätten den Tod durch ein anderes Verhalten verhindern können.

In den Trauergruppen sind sie mit anderen Kindern zusammen, die auch einen besonders wichtigen Menschen aus ihrem Leben verloren haben. Das gibt ihnen das Gefühl, nicht allein zu sein und macht ihnen klar, dass der Tod zum Leben dazu gehört. Manchmal werde ich gefragt, ob es nicht bedrückend ist, jede Woche Kinder zu erleben, die mit einem Verlust fertig werden müssen. Aber ich empfinde meine Arbeit hier überhaupt nicht als belastend, weil ich immer wieder aufs Neue merke, wie gut es den Kindern tut, wenn sie hierher kommen. Sie erleben hier das, was mir damals gefehlt hat.

**Gesprächsprotokoll: Thomas Joppig
Fotos: Trauerland/ Thomas Joppig**



**Gemeinsame
Erfahrungen
verbinden**

Infos

Trauerland

Trauerland - Zentrum für trauernde Kinder und Jugendliche e. V., Geschäftsstelle

Doventorscontrescarpe 172 D, 28195 Bremen
Telefon 0421/343 668
info@trauerland.org

Das Zentrum sucht dringend weitere Ehrenamtliche, die sich, ähnlich wie Claudia Flasinski, in der Arbeit mit trauernden Kindern engagieren möchten.

Spendenkonto

Konto-Nummer 171 999 77
bei der Sparkasse Bremen, BLZ: 290 501 01



Eltern, die ein Kind verloren haben, erhalten hier Hilfe:

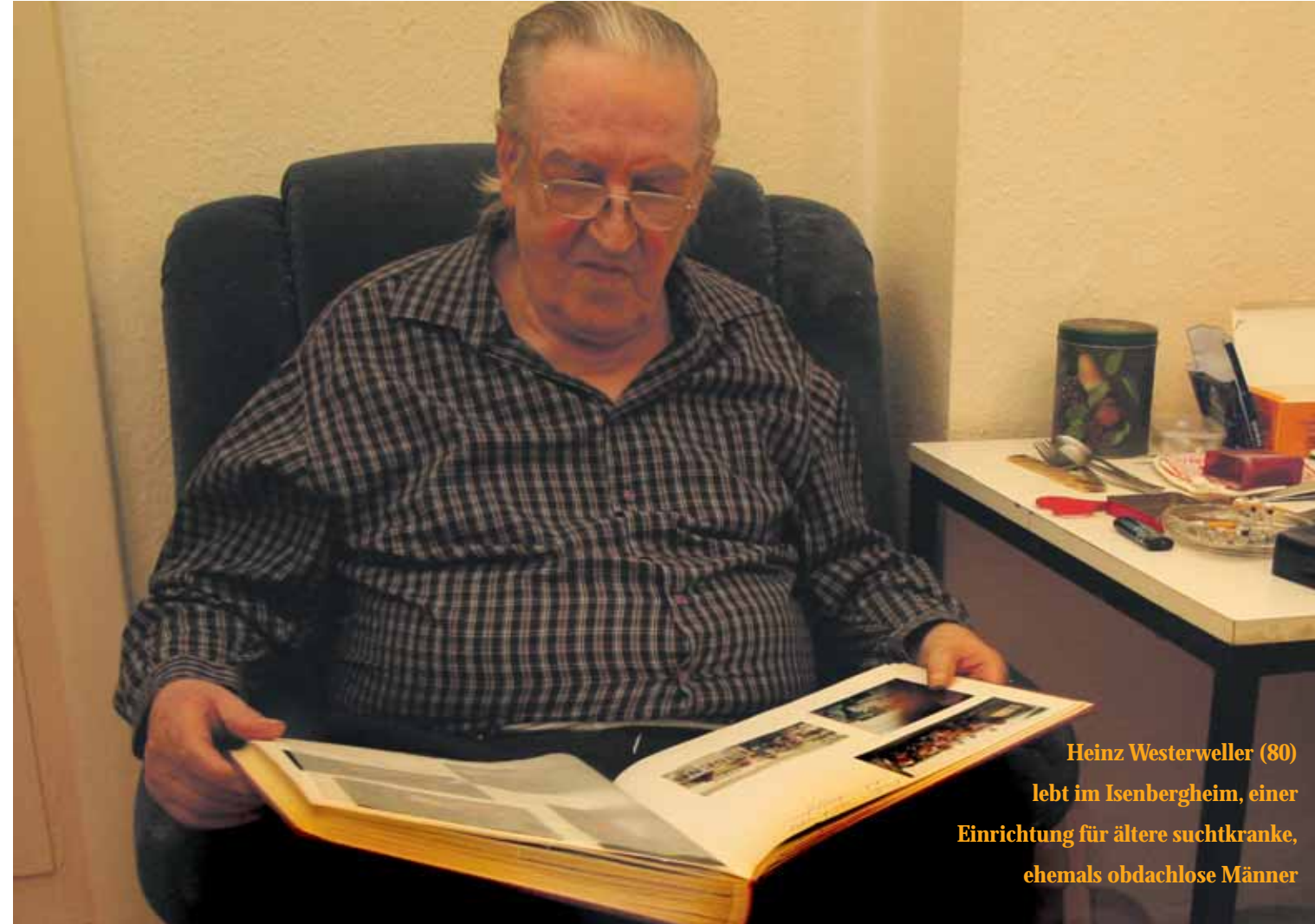
Verwaiste Eltern und Geschwister Bremen e.V.

Münchener Straße 146, 28215 Bremen
Telefon 0421/20 70 465
info@verwaiste-eltern-bremen.de

Spendenkonto

Konto-Nr. 161 95 84
bei der Sparkasse Bremen, BLZ 290 501 01
Stichwort: Spende

www.trauerland.org
www.verwaiste-eltern-bremen.de



Heinz Westerweller (80)
lebt im Isenbergheim, einer
Einrichtung für ältere suchtkranke,
ehemals obdachlose Männer

Seit vier Jahren bin ich trocken und seit 1995 lebe ich hier im Isenbergheim. Jetzt bin ich mit meinem Leben ganz zufrieden – ohne Alkohol und mit sicherem Dach über dem Kopf. Ich habe keine Entziehungskur gemacht, sondern das aus eigenem Antrieb geschafft. Die Betreuer vom Haus haben mich natürlich unterstützt, von der Flasche loszukommen. Ich habe gezeigt: Ich kann das. Heute kann einer neben mit sitzen und Alkohol trinken – das macht mir nichts aus. Eigentlich habe ich fast mein ganzes Leben lang getrunken. Streckenweise kontrolliert, so dass ich meine Arbeit nicht verlor, aber dann kam mit dem Tod meiner Lebensgefährtin der völlige Absturz. Als sie an Krebs starb, bin ich fast durchgedreht. Die Kinder meiner Freundin haben mich fallen lassen, ich war allein. Das ist eine lange Geschichte.

“Geld reichte nicht für eine Wohnung”

Ich bin ein gebürtiger Bremer und komme aus Hastedt. Ich bin bei Pflegeeltern aufgewachsen, weil meine Mutter mich nach der Geburt abgegeben hat.

Als Kind sagte ich zu meiner lieblichen Mutter “Tante”, meinen Vater habe ich nie kennen gelernt. Eigentlich habe ich Flugzeugbauer bei Focke-Wulf in Cottbus gelernt. Dort lebte ich während des Krieges kaserniert. Für den Kriegsdienst war ich zum Glück zu jung. Nach dem Krieg schlug ich mich in Bremen mit Aushilfsarbeiten durch und hatte keine feste Wohnung. Mein Geld reichte nicht für eine Wohnung.

“Nach dem Krieg im Bunker geschlafen”

Ich habe mal bei bei Bekannten geschlafen, aber hauptsächlich im Bunker am Hauptbahnhof. Das Jakobushaus, das viele auch Papageienhaus nennen, gab es damals noch nicht. Also haben Menschen ohne Wohnung in dem ehemaligen Luftschutzbunker übernachtet, den die Innere Mission betrieb. Damals herrschte noch ein strenges Regiment: Erst musste man sich auf Läuse kontrollieren lassen, ehe man hineindurfte. Um 22 Uhr wurden die Türen dicht gemacht und niemand durfte mehr rein, es sei denn, er kam so spät von der Arbeit. Morgens musste man spätestens um 8 Uhr aus dem Bunker heraus sein, weil dann bis 11 Uhr gereinigt wurde. Die Inneneinrichtung war primitiv. Es gab alte Luftschutzbetten, manche schliefen auch auf Strohsäcken. Für 50 Pfennig konnte man übernachten, 20 Pfennig kostete frische Bettwäsche und es gab auch Brot zu kaufen. – Diese Notübernachtungseinrichtung war in den fünfziger Jahren meine erste Begegnung mit der Inneren Mission. Sie hat sich schon damals um Obdachlose gekümmert. Bis heute hat sich aber einiges verändert.

Zwischendurch habe ich immer gearbeitet und Geld verdient. Ich hatte Alkoholprobleme, aber als ich meine spätere Lebensgefährtin kennengelernte, habe ich mich gefangen. Vier Jahre habe ich als Gabelstaplerfahrer bei den Adlerwerken gearbeitet. Die haben Schiffe und Steinpressen gebaut. Die Firma gab es irgendwann nicht mehr. Danach habe ich

noch drei oder vier Jahre fest gearbeitet. Damals wohnte ich mit meiner Lebensgefährtin zusammen in einer Wohnung.

“Keine dauerhafte Arbeit mehr”

Dann wurde ich arbeitslos und habe mich über Jahre mit Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen über Wasser gehalten. Im Park Links der Weser, im Bürgerpark und auch auf Friedhöfen habe ich für das Gartenbauamt gearbeitet. Ich habe aber nie wieder dauerhaft einen Fuß auf den Arbeitsmarkt bekommen. Aber die Arbeit war ja im Vergleich zu heutigen Ein-Euro-Jobs noch gut bezahlt, weil sich der Lohn danach richtete, wie lange man dabei war.

“Mit der Trauer kam die Krise”

Als meine Lebensgefährtin Anfang der neunziger Jahren starb, habe ich wieder richtig angefangen zu saufen. Ich habe vorher auch schon getrunken, aber nach ihrem Tod bin ich wieder ein völlig unkontrollierter Trinker geworden. Ich bin in eine totale Lebenskrise gerutscht, ich war draußen. Durch das Saufen konnte ich meine Miete nicht mehr bezahlen und wurde aus meiner Wohnung rausgeschmissen. Mein Zimmer war ausgebrannt, warum wurde nie festgestellt. Ich wusste nicht mehr wohin. Es war der Abstieg, den viele, die auf der Straße landen, erlebt haben: Lebenskrise, weil die Partnerin tot ist, gesoffen und dann die Wohnung weg!

Verein für Innere Mission

Isenbergheim

Kornstraße 209, 28201 Bremen
Leitung: Bernd Windmüller,
Telefon 0421/55 10 92

Adelensstift

Am Heidbergstift 38, 28717 Bremen
Leitung: Willi Albers, Telefon 63 63 187

Geschäftsstelle

Waltraud Wulff-Schwarz
Freiwilliges Soziales Engagement
Telefon 0421/34967-15
wulff-schwarz@inneremission-bremen.de

Spendenkonto

Verein für Innere Mission in Bremen (VIM)
Kontonr. 107 7700
bei der Sparkasse Bremen
BLZ 290 501 01

www.inneremission-bremen.de

Kein Leben aus dem Bilderbuch

„Ich hätte Platte machen müssen“

Ich landete auf der Straße. Da lernte ich die Arbeit der Inneren Mission mit dem Jakobushaus ganz praktisch kennen. Ein Bekannter sagte mir, ich solle zum Jakobushaus gehen. Die haben mir dann ein Zimmer gegeben.

Das hat mir sehr geholfen, sonst hätte ich Platte machen und draußen schlafen müssen. Zwei Jahre habe ich im Adelenstift in Bremen-Nord gewohnt, ehe ich ins Isenbergheim hier in der Neustadt kam. Beides sind Häuser für ältere Menschen, die obdachlos waren und Suchtprobleme haben. Man kann froh sein, dass es solche Häuser gibt, sonst würden Menschen auf der Straße weiter nach unten abstürzen.

„Seit 14 Jahren lebe ich im Heim“

14 Jahre lebe ich jetzt hier, zwölf Jahre habe ich mich als Heimbeiratsvorsitzender engagiert. Ich fühle mich wohl hier. Wir haben hier Betreuer, die anerkennenswert arbeiten. Wir sind sogar zusammen nach Rügen gefahren, das haben die alles organisiert. Meine letzte Reise, an die ich mich erinnere, war die Kinderlandverschickung während des Zweiten Weltkriegs. Ansonsten habe ich mir nie einen Urlaub leisten können. Außerdem sind wir oft in ein Landheim nach Börstel gefahren. Ich habe hier im Haus viel erlebt und mein Leben hier gefällt mir. Früher habe ich viel Mist erlebt, aber

hier ist die Hausgemeinschaft okay. Ich bin jetzt 80 Jahre alt und ein Einzelgänger geworden. Früher war ich mal lustiger. Der Grund liegt auch darin, dass ich nicht mehr saufe. Mit Säufern kann ich nichts mehr anfangen. Ich schaue viel Fernsehen, Sport vor allem, lese Zeitung und so geht der Tag dahin. Ich bin Christ, früher bin ich oft in die St. Jakobi-Kirche nebenan gegangen. Ich habe mit dem Blutdruck zu tun, deswegen kann ich nicht mehr viel rausgehen. Ich habe den Glauben, dass meine Seele weiterlebt. Deswegen denke ich auch viel an meine verstorbene Freundin. Die Erinnerung bleibt.

„Weil ich nicht mehr trinke, reicht das Taschengeld“

Ich bekomme heute im Gegensatz zu den meisten Männern hier im Hause eine kleine Rente für die Jahre, in denen ich gearbeitet habe. Man wird gleichbehandelt, egal ob man sein Leben lang gearbeitet hat, oder immer nur Geld vom Sozialamt bezogen hat. Der einzige Unterschied ist, dass ich ein leicht erhöhtes Taschengeld bekomme, weil ich mal gearbeitet habe. Weil ich nicht mehr trinke, komme ich mit den 150 Euro ganz gut zu Rande. Ich habe mir einen gebrauchten Kühlschrank und den Fernseher zusammengespart. Ich kann sogar noch einen Notgroschen beiseite legen. Früher, als ich noch gesoffen habe, hatte ich natürlich nie Geld. Aber mit meiner geringen Rente wäre ich ein Fall für die Altersarmut.

„Hier möchte ich alt werden“

Wenn ich nicht schon alt wäre, würde ich sagen: Im Isenbergheim möchte ich alt werden, denn hier fühle ich mich wohl. Den 80. Geburtstag habe ich nett mit Torte und Kuchen gefeiert. Auch Weihnachten ist hier einmalig. Das schönste ist, wenn die alten Betreuer eingeladen werden und man sich wieder sieht. Ich treffe gern alte Bekannte wieder, denn ich bin ja hier im Haus schon ein Urgestein. Eine Familie habe ich nicht mehr, also ist das hier meine Familie. Zu den Mitarbeitern habe ich engen Kontakt. Das gibt Vertrauen.

Auch die Ärztin, die zu uns ins Haus kommt, kenne ich seit über zehn Jahren. Die kommt meinerwegen extra eine Viertelstunde eher, damit ich meine Lieblingssendung im Fernsehen schauen kann.

Ich habe viel durchgemacht und ich habe viel von dem, was ich mal erarbeitet hatte, wieder versoffen. Heute bin ich zufrieden, dass ich nicht mehr saufe und einen Nachbarn hier im Haus habe, mit dem ich gut reden kann. Hier bin ich zu Hause und kann zur Ruhe kommen. Ohne eine solche Anlaufstelle weiß ich nicht, was ich gemacht hätte.

Gesprächsprotokoll/Foto:
Matthias Dembski

Bücherei für
Wohnungslose im
Jakobushaus

“Am besten laufen Western”

Eine Bücherei im Jakobushaus? Klar doch, auch in dem Wohnheim für Obdachlose wird gelesen. Seit einigen Jahren betreibt dort Thomas Hecker (61) eine kleine Bibliothek. Hecker, selbst ehemaliger Bewohner des Jakobushauses, kommt Tag für Tag zurück in sein früheres Domizil, um Konsalik, Simmel oder Westernheftchen an den Mann zu bringen. In den Regalreihen stehen bunt gemischt die Bestseller von anno dunnemal, aber auch aktuellere Bücher wie etwas ein Stephen King. „Am besten gehen die Western“, sagt Thomas Hecker.

Der weißhaarige Bibliothekar hat sich auf seine Kundschaft eingestellt. Durchweg wohnungslose Männer, wie er auch mal einer war. Man duzt sich, schmökert mal eine Zigarette zusammen. Ausleihen werden nicht verzeichnet. „Was soll ich den schreiben, Zimmer 25 und am nächsten Tag ist er weg? Ist doch witzlos.“ Kein Problem, neue Spenden gleichen etwaige Lücken im Regal aus, weiß Hecker aus Erfahrung.

Vom Segelmacher zum Bibliothekar

Seit Oktober 2000 ist er auf Basis eines Ein-Euro-Jobs der Herr der Bücher. Vier Jahre zuvor war der ehemalige Segelmacher und Segler im Jakobushaus des diakonischen Vereins für Innere Mission gestrandet. Sehr zurückhaltend, distanziert und ausgesprochen nüchtern berichtet Thomas Hecker aus seinem Leben, dem Absturz, der ihn ins Jakobushaus führte und den Weg wieder hinaus ins selbstorganisierte Leben.

Der frühere passionierte Segler wurde in Ostberlin geboren, wo mit seinem Boot den Müggelsee durchpflügte – eine bebilderte Broschüre über dieses Naherholungsgebiet liegt griffbereit vor ihm auf seinem Schreibtisch, gleich neben der Thermoskanne mit Tee. In Berlin erlernte er auch das Handwerk des Segel-

makers. Dank seines Hobbys ist ihm 1969 von Peenemünde aus die Republikflucht gelungen. „Wir sind damals im Mai zu dritt auf meinem Boot über die Ostsee nach Schweden geflüchtet.“ Einfach so? „Jaah“, sagt er gedehnt. Eigentlich ganz einfach. „Wir hatten eine Genehmigung, auf der Ostsee zu segeln. Und am Kontrollschiff haben wir gesagt, dass wir das Boot überführen.“ Es hat geklappt. Schweden hat die drei Männer nach Westdeutschland geschickt und wenige Tage später ist der Segelmacher in Bremen aufgekreuzt. „Das war so geplant. Ich hatte hier einen Onkel.“

Trocken gefallen

Wir schreiben noch immer das Jahr 1969. Für die kommenden Jahre findet der Bibliothekar des Jakobushauses nur dürre Worte. Erst Arbeit als Segelmacher in Bremen Nord, später malochte er als Sattler für einen Flugzeugbauer. Klebte Gummidichtungen. Schließlich kam die Entlassung. Wann das war? „Och, das weiß ich nicht mehr.“ Ist nicht so wichtig. Wie ging es weiter? Hecker zuckt die Schultern, wen soll das interessieren? Unsentimental fasst der jetzige Ein-Euro-Bibliothekar doch zusammen: Die klassische Karriere eben. Job weg, Alkohol, Familienprobleme, Wohnungsverlust, noch mehr Alkohol und dann die Straße. Bis er 1996 im Jakobushaus landete. „Irgendwann hatte ich die Nase voll vom Alkohol und aufgehört.“ Ganz allein sei er trocken gefallen, ohne Unterstützung. „So war das halt“, lautet Heckers nüchternes Fazit.

Keine Endstation

Vier Jahre hatte er in dem Wohnheim der Diakonie gelebt als das Angebot kam, die Bibliothek zu übernehmen. Er hat zugesagt. War noch drei Jahre Be-

wohner des Jakobushauses bis er 2003 in die eigene Wohnung zog. Die Bibliothek hält die Erinnerung an sein ehemaliges Leben als Wohnungsloser wach und sichert ihm gleichzeitig den Job. Fünf Tage die Woche ist er im Haus. Immer von sieben bis elf. Die meisten Besucher kommen eher früh morgens, sagt der 61-Jährige. Dann ist nebenan die Aufnahme des Jakobushauses geöffnet, was gelegentlich mit ziemlichen „Gebölke“ verbunden ist, sagt Hecker. So zwei bis fünf Leute kreuzen täglich bei ihm auf, um sich mit Schmöckern einzudecken. Können aber auch mal zehn sein. Um elf schließt Hecker die Bibliothek und packt seine Sachen. Feierabend in den eigenen vier Wänden. Gut zu wissen, dass das Jakobushaus nicht Endstation sein muss.

Text & Foto: Ingo Hartel

Service

Jakobushaus des Vereins für Innere Mission

Übernachtungseinrichtung
für wohnungslose Menschen
Friedrich-Rauers-Str. 30, 28195 Bremen
Leitung: Jochen Plate
Öffnungszeiten: Rund um die Uhr
Telefon 0421/30 70 40
plate@inneremission-bremen.de

www.inneremission-bremen.de

Ungewohnte Töne dringen aus dem Klassenraum 153/154 im Schulzentrum Butjadinger Straße in Woltmershausen. "Brich an du schönes Morgenlicht und lass' den Himmel tagen. Du Hirtenvolk, erschrecke nicht, weil dir die Engel sagen..." Weihnachtliche Chormusik tönt durch den Musikraum, wo gerade die 7. Klasse Unterricht hat. Die Musik ist nicht etwa eine Konserve von der CD, sondern hier singen die Schülerinnen und Schüler live. Hinter dem Klavier sitzt ausnahmsweise nicht Musiklehrer Bodo Schmidt, sondern die Kantorin der Woltmershauser Christuskirche, Manuela Buchholz. Die Kirchenmusikerin, die Schüler und die Musiklehrer der Schule haben sich ein großes Ziel gesteckt: Sie wollen Johann Sebastian Bachs Weihnachtsoratorium aufführen. Dafür laufen bereits jetzt die Proben auf Hochtouren. "Bis zu 120 Schülerinnen und Schüler sind zwischen der fünften und der neunten Klasse daran beteiligt", erzählt Bodo Schmidt.

Bachs barocke Kirchenmusik und die für heutige Ohren altertümlichen, teils auch unverständlichen Texte sind eine echte Herausforderung für die Schülerinnen und Schüler. Doch Kantorin Buchholz führt sie mit Schwung an das klassische Werk heran. "Der Evangelist singt nicht etwa Karaoke", witzelt die Kirchenmusikerin. Die Schüler grinsen. "Er ist der Erzähler der Geschichte. Gesungen wird er vom Tenor." Unbekannte Worte erklärt sie launig: "Wisst ihr eigentlich, was 'Amen' am Ende dieses Chorals bedeutet?", fragt sie in die Runde. "Das sagt man am Ende eines Gebetes", kommt eine zaghafte Antwort. "Genau, das bedeutet: So soll es sein. Man könnte auch sagen: Ich bin fertig, lieber Gott, jetzt sag' ich nix mehr...", bestätigt Manuela Buchholz. Schon hat sie sich wieder auf den Klavierhocker geschwungen und spielt das nächste Stück an. "Da sind Trompeten bei, die klingen wie die Fanfaren in alten Filmen", ruft sie den Schülern zu, während sie den Klaviersatz vorspielt.

"Ihr müsst der Stimme mehr Raum geben, als wenn ihr 'ne heiße Kartoffel geschluckt habt", rät Musik-

lehrer Bodo Schmidt. Denn noch klingt der Choral "Wie soll ich dich empfangen" nicht so kraftvoll, wie sich das der Musikpädagoge und die Kirchenmusikerin wünschen. Doch mit jedem Durchlauf singen mehr Schülerinnen und Schüler mit, auch wenn das Weihnachtsoratorium Lichtjahre von der Musik entfernt ist, die sie sonst hören. Manuela Buchholz erinnert zum Schluss der Probenstunde noch einmal an die heiße Kartoffel. "Und habt keine Angst vor hohen Tönen. Denkt immer dran: Die Zuhörer kennen den Text nicht, aber sie sollen ihn beim Hören verstehen können, also: nicht so nuscheln."

Am 5. Dezember ist Bachs Vertonung der Weihnachtsgeschichte in der Woltmershauser Christuskirche zu hören – gesungen "mit heißer Kartoffel" von den Schülerinnen und Schülern und drei Kirchenchören. "Für die jungen Sängerinnen und Sänger wird es sicher ein einzigartiges Erlebnis, mit einem großen Orchester und so vielen Beteiligten das Werk aufzuführen", ist sich Musiklehrer Bodo Schmidt sicher. Nebenbei lernen die Schüler: Gute Musik kommt nicht nur von der CD. Deshalb proben sie fleißig weiter.

Text & Fotos: Matthias Dembski



Infos

Weihnachtsoratorium in Woltmershausen

Weihnachtsoratorium (Teile I - III)

von Johann Sebastian Bach

**Samstag, dem 5. Dezember 2009 um 19 Uhr
in der Christuskirche Woltmershausen,
Woltmershauser Str. 376**

"Rahmenprogramm" ab 18 Uhr mit heißen und kalten
Getränken und kleinen Quarkteichen

Eintritt

10 Euro (nummerierte Plätze), 7 Euro (nicht nummerierte Plätze), 5 Euro für die Familien mitsingender Schüler.

Vorverkauf ab 23. November

Gemeindebüros

Christuskirche Woltmershausen Telefon 0421/54 07 50

St. Georgs-Gemeinde Huchting 0421/58 30 77

Buchhandlung Christa Schoofs

Woltmershauser Str. 221

www.kirche-bremen.de



Lady Cindy Mensah ist 54 Jahre alt und kommt aus Ghana. Sie hat 15 Jahre lang ohne Papiere (Aufenthaltsberechtigung) in Deutschland gelebt. Solange, bis ein Unfall ihre Situation aufdeckte.

Ich komme aus einer angesehenen ghanaischen Familie und habe in Ghana bei einer Versicherung gearbeitet. Mein Mann ist einige Zeit nach unserer Hochzeit nach Deutschland gegangen, um dort zu studieren. Er hat Asyl beantragt und kam in ein Aufnahmelaager für Asylbewerber nach Hamburg. Von diesem Lager wusste ich nichts. Mir hat er von Deutschland und dem Leben dort vorgeschwärmt. Als er mich nach Deutschland nachholen wollte, dachte ich, ich könnte mich dort selbst verwirklichen und gut leben. Als ich hier ankam, war ich sehr enttäuscht und fühlte mich von meinem Mann betrogen. Das Leben im Lager war furchtbar und so ganz anders, als mir mein Mann erzählt hatte. Meine Kultur war hier nicht gefragt und mein Lebensstandard gesunken. Mein ganzes Vertrauen und meine ganze Sicherheit waren verschwunden. Irgendwann hielt auch mein Mann die Situation nicht mehr aus und beschloss wieder zurück nach Ghana zu gehen. Über unseren Asylantrag war noch nicht entschieden worden. Als seine Ehefrau wurde ich von der Behörde aufgefordert, ebenfalls das Land zu verlassen. Kurz vorher war ich bereits weggelaufen und bei einer Bekannten untergekommen. Ich wollte nicht mit meinem Mann zu-

sammenbleiben und auch nicht mit ihm zurückkehren. In Ghana sah ich inzwischen keine Zukunft mehr, obwohl die Sehnsucht mich immer begleitet hat.

“Keine Ahnung vom Asylrecht”

Ich hatte keine Ahnung vom Asylrecht und bin einfach ohne Papiere in Deutschland geblieben. Ich hatte vor zu studieren und danach in meine Heimat zurückzukehren. Doch, das war nicht einfach. Ich musste immer brav und anständig sein und durfte nicht auffallen. Die Behörde sollte auf keinen Fall auf mich aufmerksam werden. Gewohnt habe ich immer bei irgendwelchen Freundinnen. Irgendwie bin ich immer irgendwo untergekommen. Eine eigene Wohnung zu mieten, war mir gar nicht möglich.

“Tagsüber Arbeit und abends Schule”

Freizeit hatte ich gar keine. Tagsüber habe ich in Privathaushalten gearbeitet, und abends bin ich in die Abendschule gegangen, um Deutsch zu lernen. Bei meinen Arbeitgeberinnen hatte ich sehr viel Glück. Sie haben mich immer angemessen bezahlt. Das ist nicht überall so. Einige meiner Freundinnen wurden ziemlich ausgenutzt. Ich musste meine Unterkunft und meine Schule bezahlen. Außerdem habe ich immer auch ein bisschen Geld zur Familie in die Heimat geschickt. Zum Glück wurde ich nie ernsthaft krank. Ich hätte lange Zeit nicht gewusst, an wen ich

mich hätte wenden können. Immer wenn ich ein bisschen Zeit hatte, bin ich in die Kirche gegangen. Irgendwann kannte man mich dort. Das Wichtigste war immer, dass niemand aus der Ausländerbehörde von meiner Existenz erfuhr.

“Ein Autounfall deckte alles auf”

Vor sechs Jahren hatte ich einen Autounfall und kam in ein Krankenhaus. Damit war mein geheimes Leben schlagartig vorbei. Meine Papierlosigkeit wurde öffentlich – auch den Behörden gegenüber. Weil meine Verletzungen schwer waren, konnte man mich nicht sofort abschieben. Zum Glück halfen mir meine Kontakte zur Kirche. Dank der Unterstützung von Menschen aus dem Diakonischen Werk konnte ich einen neuen Asylantrag stellen. Ich lebe immer noch in Deutschland – seit sechs Jahren endlich legal.

Heute arbeite ich als Seelsorgerin für die Nordelbische Kirche in Hamburg. Ich helfe Menschen, denen es so geht, wie mir damals. Ich weiß, wie das Leben ohne Papiere ist. Man fühlt sich unfrei und nie sicher. Außerdem ist so ein Leben anstrengend, weil man für sein Überleben kämpfen und schwer arbeiten muss. Man kann sich nie wohl fühlen. Ich wünsche mir Verständnis für Menschen ohne Papiere.

**Gesprächsprotokoll: Christina Stoll,
Foto: Karin Desmarowitz**

Die Angst als ständiger Begleiter

Papierlose Flüchtlinge müssen sich anonym durch den Alltag kämpfen



In Bremen leben mindestens viertausend Menschen ohne Papiere, schätzt der kirchennahe Bremer Verein Zuflucht – Ökumenische Ausländerarbeit. Sie besitzen keinen Personalausweis, keinen Reisepass und haben auch keine Aufenthaltsgenehmigung. Diese so genannten "Papierlosen" kommen zum Beispiel aus Lateinamerika, der Ukraine, Afrika oder von den Philippinen nach Deutschland. Sie reisen mit einem Besucher-Visum ein und kehren nach Ablauf nicht mehr in ihr Heimatland zurück. Manche sind auch als Au-pair nach Deutschland gekommen und hier geblieben. Unter den Menschen ohne Papier gibt es auch abgelehnte Asylbewerber, die nicht abgeschoben werden wollen.

In Hamburg schätzt die Nordelbische Evangelische Kirche die Zahl der Papierlosen auf bis zu zwanzigtausend. "Alle diese Menschen bleiben in Deutschland, um Armut und Perspektivlosigkeit zu entkommen", sagt Fanny Dethloff, Pastorin und Flüchtlingsbeauftragte der Nordelbischen Kirche. "Sie fliehen, weil unsere europäische Wirtschaft ihnen in ihrer Heimat die Lebensgrundlagen entzieht", erläutert die Flüchtlingsexpertin. "In Ghana beispielsweise haben einheimische Fischer keine Chance mehr, weil norwegische Flotten bereits alles leergefischt haben."

"Arbeiten für unseren Wohlstand"

"In ungefähr vier Millionen deutschen Haushalten arbeiten Menschen ohne Papiere", sagt Fanny Dethloff. "Auch in der Alten- und Kinderbetreuung sind sie tätig und halten vielen vollberufstätigen Frauen und Männern den Rücken frei. "Viele der Papierlosen arbeiten zu schlechten Bedingungen und werden nicht angemessen bezahlt. Sie nehmen mehrere Jobs an, um ihren Familien im Heimatland Geld senden

zu können. "Für manchmal nur vier oder fünf Euro in der Stunde machen sie die Arbeit, die sonst keiner machen will. Zu Preisen, die unseren Wohlstand fördern", so Fanny Dethloff.

Überleben ohne Papiere

Menschen ohne Papiere leben in der ständigen Angst vor Entdeckung. "Sie leben sehr vorsichtig. Schon eine einfache Fahrkartenkontrolle in der Straßenbahn kann schließlich zur Entdeckung ihrer Papierlosigkeit führen", berichtet Fanny Dethloff. "Auch die Wohnsituation ist für die meisten Betroffenen fatal. Eine Wohnung finden die wenigsten. Manche haben nur Schlafplätze angemietet. Neulich haben wir einer Frau geholfen, die mit ihren drei Kindern unter einem Gebüsch am Bahnhof lebte."

Schulbesuch auch ohne Meldeadresse

Während Kinder ohne Papiere in Hamburg die Schule besuchen dürfen, weil die Meldepflicht abgeschafft wurde, ist die Situation in Bremen eine andere. Hier ist ein Schulbesuch nur dann möglich, wenn sich couragierte Schulleitungen über die Meldepflicht hinwegsetzen. Das Diakonische Werk Bremen und der Verein Zuflucht setzen sich dafür ein, auch papierlosen Kindern den legalen Schulbesuch zu ermöglichen – ein Menschenrecht.

"Für die Erfüllung schulischer Aufgaben würde es genügen, wenn bei der Schulanmeldung eine Wohnadresse angegeben wird, unter der die Kinder und Eltern für die Schule tatsächlich erreichbar sind", heißt es in einem Brief an die Bremer Bildungs-senatorin Renate Jürgens-Pieper. Eine Antwort der Bildungsbehörde steht noch aus.

Auch Fanny Dethloff fordert die volle Umsetzung der UN-Kinderrechtskonvention. "Kinder, die sich nicht in die Schule trauen und damit keine Kontakte zu Gleichaltrigen haben, drohen psychisch auffällig und zu Analphabeten zu werden".

Ohne Gesundheitsversorgung

Große Probleme stellen sich auch bei der medizinischen Versorgung papierloser Menschen. Betroffene müssen auch "anonym" zum Arzt gehen können, ohne dass eine gemeldete Adresse besteht. Doch selbst wenn eine anonyme Behandlung möglich ist, sind die Kosten eine Hürde. Ohne Krankenversicherung, mit nur geringen Einkommen können die Betroffenen Arztrechnungen kaum selbst bezahlen.

In Bremen hat der Verein für Innere Mission deshalb eine Sprechstunde eingerichtet, in der zweimal in der Woche Papierlose mit gesundheitlichen Problemen beraten und gegebenenfalls an Fachärzte weitervermittelt werden, die diese Arbeit ehrenamtlich und kostenfrei tun.

Kaum Perspektiven für Papierlose

Wer ohne Papiere in Deutschland lebt, ist rechtlich gesehen illegal hier und kann sich deshalb auch an keine Härtefallkommission wenden. Im Gegensatz zu abgelehnten Asylbewerbern haben "Papierlose" keine Chance, über die Härtefallkommissionen ihre Situation prüfen zu lassen und doch noch einen Aufenthaltsstatus zu bekommen. "Das muss sich ändern", meint Fanny Dethloff. "Außerdem sollten Papierlose, die schon längere Zeit in Deutschland leben, einen Aufenthaltsstatus erhalten."

Text: Christina Stoll

Foto: Karin Desmarowitz



Tipp

Verein Zuflucht - Ökumenische Ausländerarbeit

Kontakt: Britta Ratsch-Menke

Berckstr. 27, 28359 Bremen

Bürozeiten: DI & DO 9.00 - 12.00 Uhr

Telefon 0421/800 700 4

fluechtlingsarbeit@kirche-bremen.de

Sprechstunde für "Papierlose" des Vereins für Innere Mission

im Gesundheitsamt Bremen

MO & DO 9.00-11.30 Uhr

Horner Str. 60-70, Eingang 3, 28203 Bremen

Kontakt: Holger Dieckmann

Telefon 0421/361 15 928

www.kirche-bremen.de

www.inneremission-bremen.de

Der Sprung heraus

Den Zeugen Jehovas
den Rücken zu kehren, ist schwierig

Luisa Kaiser (Name geändert) ist 37 Jahre alt, lebt in Bremen und war 32 Jahre lang bei den Zeugen Jehovas. Sie erinnert sich an den langen und mühsamen Weg ihres Ausstiegs:

Meine Eltern sind bei den Zeugen Jehovas. So bin ich hineingeboren. Als kleines Kind ist mir zunächst nichts aufgefallen. Dass wir Weihnachten nicht gefeiert haben und Ostern und Karneval auch nicht, das war eben einfach so. In der Schule stand ich am Rande. Da ich nicht zu Geburtstagsfeiern gehen durfte, wurde ich irgendwann nicht mehr eingeladen. Ich hatte eine Barbie. Mein Vater hat jedoch darauf geachtet, dass sie keinen Minirock trug. Fernsehen durften wir nur Dokumentationen über Tiere. Ich hatte keine Zeit, um mich mit anderen Kindern zu verabreden. Damals musste ich wöchentlich fünf Pflichttermine wahrnehmen. Dienstag abends haben wir beim so genannten Buchstudium Glaubenssätze besprochen, die zu befolgen waren. Freitags hatte ich zwei Termine hintereinander und der Sonntag war auch voll. Lediglich alle 14 Tage konnten ich oder mein Bruder Mittwochs zwei Stunden raus. Der jeweils andere musste in der Zeit auf unsere drei kleinen Schwestern aufpassen. Punkt 17 Uhr kam mein Vater heim und überprüfte, ob wir wieder da waren. Selbst, als ich schon 23 Jahre alt war, stand mein Vater manchmal mit der Uhr an der Tür und hat gewartet.

Ich wollte so gerne Ernährungswissenschaftlerin werden. Da ich kein Gymnasium besuchen durfte, blieb mir als Zugang zum Studium nur eine Ausbildung zur Hauswirtschaftsleiterin. Das fanden meine Eltern toll, bis sie hörten, dass ich während der Ausbildung ein Internat besuchen sollte. Woanders leben? Dazu noch mit Menschen außerhalb der Gemeinschaft der Zeugen? Das kam nicht in Betracht. So habe ich schließlich Bürokauffrau gelernt.

Erster Ausbruchversuch

Mit 23 Jahren bin ich das erste Mal ausgebrochen. Damals war ich in einen Türken verliebt. Als diesem mit Abschiebung gedroht wurde, habe ich heimlich meine Sachen zusammengepackt und bin mit meinem Freund in die Türkei geflogen. Dort haben wir geheiratet. Bei meinen Eltern habe ich mich erst gemeldet, nachdem ich hörte, dass Interpol mich sucht. Nach einem knappen Jahr sind wir aus finanziellen Gründen wieder nach Deutschland gekommen. Mein Mann wurde gewalttätig, und die Ehe ging zu Bruch. Heute denke ich, dass ich von einem abhängigen Elternhaus in eine abhängige Beziehung gestolpert bin.

„Sie lieben mich nicht in Ruhe“

Ich zog in eine kleine Wohnung, wurde aber insbesondere von meiner Mutter nicht in Ruhe gelassen. Immer wieder besuchte sie mich und drang sogar heimlich in meine Wohnung ein. Da Ausgeschlossene von ihren Bekannten und ihrer Verwandtschaft gemieden werden, beschloss ich mich für eine Weile selbst ausschließen zu lassen.

Ich bezichtigte mich der „Hurerei“, musste vor einem Komitee aussagen und wurde ausgeschlossen. Doch die Besuche meiner Mutter nahmen nicht ab. Sie belagerte mich trotzdem und wollte mich überzeugen, wieder eine brave Zeugin zu werden.

Ich bin wieder weggezogen, wurde aber einmal im Jahr von den Ältesten besucht. Das sind die Leiter des jeweiligen Zeugenbezirks, Pastoren auf ehrenamtlicher Basis sozusagen. Man bot mir den Wiedereintritt an, wenn ich meinen damaligen Freund heiraten würde. Irgendwann habe ich zugestimmt und geheiratet. Nach einem peinlichen Verhör wurde ich wieder in die Gemeinschaft aufgenommen. Auch wenn ich in den Zusammenkünften zunächst schweigen und ganz hinten sitzen musste.

„Ihr seht mich nie wieder“

Ganz und gar ausgestiegen bin ich Anfang 2003. Nach erneuter Trennung und Schwierigkeiten, bin ich mal wieder abgehauen. Nach Berlin. Hier wollte ich mich noch einmal den Zeugen annähern und habe eine Zusammenkunft besucht. Niemand beachtete mich. Niemand fragt mich etwas. Niemand begrüßte mich. Als ich neben einem wohl ebenfalls neuen und dunkelhäutigen Mann Platz nahm, wurde hinter uns getuschelt. Da beschloss ich: Ihr seht mich nie wieder! Und dabei ist es geblieben.

Meinen Vater habe ich in den letzten fünf Jahren nur einmal gesehen, meine Geschwister seit acht Jahren nicht mehr. Meine Mutter ruft manchmal an, wenn mein Vater nicht daheim ist. Manchmal ist die Sehnsucht groß einfach hinzufahren.

Ich möchte meine Geschwister jedoch nicht gefährden. Kontakt zu Ausgeschlossenen kann selbst zu Ausschluss führen und erzeugt Misstrauen.

„Sie halten sich für die einzig Guten“

Die Zeugen Jehovas sind meiner Meinung nach eine Sekte, weil sie sich für die einzig Guten halten. Sie meinen, die Welt außerhalb ihrer Organisation sei

schlecht und verdorben. In ihrem Weltbild kann dort keine Liebe gedeihen. Die Strukturen der Zeugen sind autoritär. Frauen werden nicht gleichberechtigt behandelt. Sie dürfen keine Versammlungen leiten und sollen Röcke tragen. Wer austreten will, kann dieses jederzeit tun, wird aber in Zukunft gemieden. Auch von der eigenen Familie. Selbst von früher besten Freunden.

Ich bin aufgrund meiner Erfahrungen dagegen, dass eine Sekte wie die Zeugen Jehovas in Bremen eine Körperschaft des Öffentlichen Rechts werden kann. Ich denke dass die meisten Zeugen Jehovas aus Überzeugung und Gottesglauben handeln. Sonst würden sie ihr enges Leben gar nicht mehr bekehren oder aufklären. Wahrscheinlich würden sie zerbrechen, wenn sie erkennen würden, wie eingeschränkt ihr Glaube sie macht.

Ich möchte Menschen helfen die Zweifel haben und überlegen, ob sie vielleicht aussteigen möchten. Deshalb arbeite ich im Verein Sektenausstieg mit, der eine Plattform im Internet betreibt. Hier können Betroffene lesen und sich austauschen.

Gesprächsprotokoll: Christina Stoll



Sekten: Was Betroffene tun können

Interview mit dem Sektenbeauftragten
Pastor Helmut Langel

Was ist eine Sekte?

Eine Sekte ist eine Gruppierung, die sehr abgeschlossen ist. Sie hat Mühe, sich intern und extern mit Kritik auseinanderzusetzen. Sie hat ein einfaches Weltbild und kennt nur Gut oder Böse, Freunde oder Feinde. Sekten erwarten eine sehr enge Bindung und sind hierarchisch organisiert, es geht stark von Oben nach Unten.

Ist der Begriff „Sekte“ überhaupt noch zeitgemäß?

Zumindest wird die Bezeichnung „Sekte“ im aktuellen Sprachgebrauch verwendet. Heute gibt es immer mehr religiöse Gemeinschaften, die zum Teil auch als seriös zu bezeichnen sind. Die Bundesregierung hat sich sehr kritisch mit dem Thema auseinandergesetzt und spricht heute von sogenannten „neureligiösen Bewegungen“.

Welche Sekten bzw. neureligiösen Bewegungen sind in Bremen aktiv?

Scientology ist immer noch sehr aktiv. Sie weiten ihre Organisation aber zurzeit eher nach Russland aus, wo die Vereinigung sehr großen Zulauf hat.

Dann gibt es das Universelle Leben, das von seiner Struktur her am ehesten in das Bild der klassischen Sekte passt. Mahikari ist eine japanische Bewegung, die dem Ritual der Lichtgebung folgt und behauptet, mit Handauflegen zu heilen. Die Transzendente Meditation wird heute eher als Meditationsbewegung gesehen, obwohl sie in ihrer Struktur teilweise hierarchisch und kritikunfähig ist.

Wie kann man die verschiedenen Gruppierungen unterscheiden?

Es gibt drei Typen von Gruppierungen. Das eine ist der Zuhörerkult. Das sind Organisationen, die Ratgeber herausgeben oder Vorträge zu einer eher unverbindlichen Weltanschauung veranstalten. Dann gibt es den Klientenkult. Hier ist schon die Weltanschauung verbindlicher. Die Menschen besuchen regelmäßig Seminare und Schulungen, ohne Mitglied zu sein.

In der Kultbewegung ist die Mitgliedschaft und die Unterordnung unter einen Führer oder eine Doktrin (feste Lehre) unerlässlich.

Was ist mit den Zeugen Jehovas?

Es ist schwierig, die Zeugen Jehovas als Sekte zu bezeichnen, weil sie „Körperschaft Öffentlichen Rechts“ werden wollen. In anderen Bundesländern sind sie das schon. Das kann gut sein, wenn sich die Zeugen dadurch mehr an unser Wertesystem annähern und ihre Weltanschauung überdenken. Wichtig ist, darüber zu diskutieren. Das Thema muss Teil der gesellschaftlichen Debatte bleiben.

Was für eine Gefahr geht von Scientology aus?

Das Problem mit Scientology ist ein ganz prinzipielles. Die Gefahr dieser Gruppierung ist, dass Menschen unter Druck gesetzt werden, dass sie nicht wissen, auf was sie sich einlassen und dass sie auch finanziell ruiniert werden.

Wer fühlt sich heute von Sekten angesprochen?

Junge Leute, die sich einfache Lösungen wünschen. Der Fundamentalismus hat einen riesigen Erfolg bei jungen Menschen. Es gibt eine klare Führungsstruktur, die Eigenverantwortung wird abgegeben. Dazu kommt ein starkes Elitebewusstsein und Märtyrertum. Man fühlt sich, als könnte man die ganze Welt retten.

Wie kann man jemandem helfen, der in eine Sekte geraten ist?

Man kann niemandem verbieten, in so einer Gemeinschaft zu sein. Auch die Polizei kann nichts unternehmen. Sinnvoll ist: Keine Vorwürfe zu machen, den Argumentationen des Betroffenen aber auch nicht zuzustimmen. Wichtig ist es, mit dem Betroffenen in Kontakt zu bleiben. Viele Sektenmitglieder wollen irgendwann aussteigen und brauchen Menschen, zu denen sie zurückkommen können.

Was kann man in der Erziehung tun?

Man sollte die Kinder auf die Vielfalt der Religionen aufmerksam machen und ganz offen sprechen und diskutieren. Die jungen Leute sollen sich die Welt anschauen. Dazu gehört auch, sich über verschiedene religiöse Richtungen zu informieren. Wie ich Orientierung im Leben finden kann, wird zunehmend auch Thema an Schulen. Das finde ich gut.

Wer kann helfen, wenn man eine Beratung benötigt oder aus einer Sekte aussteigen will?

Man kann sich an die Sektenbeauftragten der Bremischen Evangelischen Kirche wenden. Eine weitere Möglichkeit ist das Internet. Hier kann man in Foren von anderen Betroffenen lesen und Hilfe aus erster Hand erhalten. Wenn man aussteigen will, ist es meistens leichter, sich zunächst anonymisiert und virtuell zu informieren.

Interview: Christina Stoll

Foto: Ulrike Rank

Service

Sektenberatung Sektenbeauftragte der Bremischen Evangelischen Kirche

Pastor Helmut Langel

Telefon 0421/23 19 91

Pastor Clemens Hütte

Telefon 0421/33 08 772

Infos über Sekten auch bei der
**Evangelischen Zentralstelle für
Weltanschauungsfragen (EZW)**

Telefon 030/28395-211

info@ezw-online.de

Netzwerk Sektenausstieg

Info- und Beratungshotline Mo.-Fr. 8-20 Uhr

Telefon 0700 46365465

(max. 12,6 Cent/Minute aus dem Festnetz,
Mobilfunkpreis kann abweichen)

Buchtipps

Kulte und Sekten, Helmut Langel, Olzog Verlag, München
2009, 352 Seiten, 24,90 €, ISBN 978-3-7892-8251-5

www.sektenausstieg.net

www.ezw-berlin.de

www.kirche-bremen.de



TATENDRANG

Projekte, Hilfe und Aktionen

Kinderhospiz Jona

Wie Familien Hilfe finden,
wenn sie die Krankheit
eines Kindes belastet



Wer hilft Eltern, die ein todkrankes Kind in der Familie zu Hause versorgen und pflegen? Wenn sich die Mutter einmal in der Woche einen freien Nachmittag wünscht, um durchzuatmen? Wenn die Schwester gern zum Training des Sportvereins gehen möchten, aber niemand sie begleiten kann? Wenn der Vater nicht mehr genug Zeit findet, die Hausaufgaben des größeren Bruders zu begleiten? Alltagsprobleme, die speziell für Familien mit einem schwer kranken Kind Herausforderungen sind, die sie kaum allein bewältigen können. Diese Familien geraten oft an ihre Belastungsgrenzen.

Dieses Problem geht das Kinderhospiz Jona der Bremer Stiftung Friedehorst an: "Wir begleiten nicht nur das kranke Kind, sondern die gesamte Familie, vor allem auch die Geschwister, die mit unter der Krankheit leiden", erläutert Monika Mörsch vom Kinderhospiz Jona. "Zunächst fragen wir nach, was die Familie sich wünscht und braucht." Jona gibt Alltagshilfen, zum Beispiel bei den Hausaufgaben oder in der Freizeitgestaltung. Dazu kommen die ehrenamtliche Helferinnen und Helfer ins Haus: "Wir verschenken freie Zeit." In der Regel engagieren sich die Hospiz-Helfer einmal wöchentlich vormittags oder nachmittags. Zeit und Dauer ihres Einsatzes vereinbaren sie individuell. Welche Helferin zu welcher Familie passt, entscheidet sich erst nach einem intensiven Kennlerngespräch. "Es gibt für beide Seiten Bedenkenzeit. Oft ergibt sich im Laufe der Zeit ein tiefes Vertrauensverhältnis. Manchmal entstehen Freundschaften, die auch mit dem Tod eines Kindes nicht enden", berichtet Monika Mörsch.

"Familien, die Unterstützung brauchen, sollten sich frühzeitig bei uns Entlastung holen. Wir helfen nicht nur in der letzten Lebensphase und bei akuten Krisen, sondern bereits sehr viel früher, auch direkt nach der Diagnose einer Krankheit." Manche familiäre Krise wäre zu verhindern, wenn rechtzeitig Hilfe von Außen in Anspruch genommen würde. Jona begleitet die Familien kostenlos. "Wir stellen die Kontakte zwischen den Hospizhelfern und der Familie mit dem kranken Kind kurzfristig her, so dass sie schnell Unterstützung bekommt."

Die freiwilligen Hospiz-Mitarbeiter absolvieren einen 100 Unterrichtsstunden umfassenden Kurs, der sie intensiv auf die Arbeit und den Umgang mit Erkrankungen, Sterben und Trauer vorbereitet. Einmal jährlich startet die Ausbildung, das nächste Mal nach den Sommerferien 2010. "Von der 24-jährigen Psychologiestudentin bis zum 72-jährigen ehemaligen Lehrer engagieren sich Menschen mit unterschiedlichen Hintergründen bei Jona." Damit sie mit ihren teils bedrückenden Erfahrungen nicht allein bleiben, treffen sie sich einmal monatlich zur Supervision. Außerdem können die Hospizhelfer auch jederzeit mit den beiden hauptamtlichen Mitarbeiterinnen sprechen, wenn es Probleme gibt oder sie Entlastung brauchen.

Auch das 2006 an den Start gegangene ambulante Hospiz selber kann Unterstützung immer gut gebrauchen, denn es wird zu 90 Prozent aus Spenden finanziert.

Service



Ambulantes Kinderhospiz Jona der Stiftung Friedehorst

Kontakt:

Monia Mörsch und Katrin Heuer
Telefon 0421/63 81-269 (Mo-Fr, 9 bis 15 Uhr)
kinderhospiz@friedehorst.de.

Büroadresse:

Bahnhofplatz 9-10, 28195 Bremen

Notfallrufnummer rund um die Uhr:

0421/63810

Spendenkonto:

Konto 1064106
bei der Ev. Darlehnsngenosenschaft e.G. Kiel
BLZ 21060237

www.kinderhospiz-jona.de

Was bewegt Sie? Wie können wir Ihnen helfen? Was möchten Sie wissen?

Kapitel 8 aktiv
evangelisch



Sie haben Fragen zu Angeboten und Veranstaltungen von Kirche und Diakonie?

Sie suchen ein Projekt, das sie unterstützen möchten?

Sie möchten sich ehrenamtlich in Kirche oder Diakonie engagieren?

Sie möchten wieder in die Kirche eintreten oder haben Fragen zu Taufe,
Konfirmation, Hochzeit oder Beerdigung?

Ihr Evangelisches Informationszentrum Kapitel 8

Domshede 8 . Telefon 33 78 220 . kapitel8@kirche-bremen.de . www.kapitel8.de
Öffnungszeiten: Montag bis Freitag 12.30 - 18.30 Uhr, Samstag 11-14 Uhr